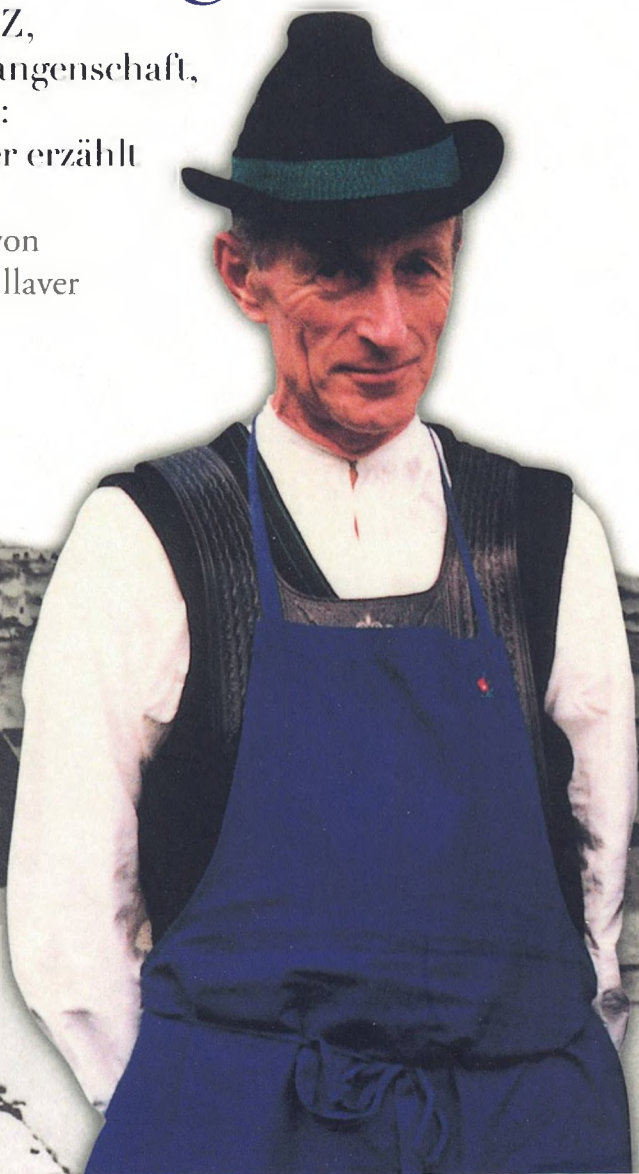


Franz Thaler Unvergessen

Option, KZ,
Kriegsgefangenschaft,
Heimkehr:
Ein Sarner erzählt
Mit einem
Nachwort von
Günther Pallaver



Edizione
RAETIA

Verzeihen ja, vergessen nein. Diesem Grundsatz verpflichtet erzählt Franz Thaler, Jahrgang 1925, von den schlimmsten Jahren seines Lebens: Bei der Option 1939 entschließt sich sein Vater gegen die Auswanderung ins Deutsche Reich und für das Dableiben in Südtirol. Der junge Franz sieht sich plötzlich den Schikanen der einheimischen Nationalsozialisten und deren Mitläufer ausgesetzt. Obwohl Dableiber und somit italienischer Staatsbürger, erhält er 1944 den Befehl zum Einrücken in die Hitler-Armee, flüchtet aber in die Berge. Erst als seiner Familie die Sippenhaft droht, stellt er sich. Sein Leidensweg führt ihn durch mehrere Gefängnisse ins Konzentrationslager Dachau und zeitweise ins Außenlager Hersbruck. Zwanzigjährig kommt er im August 1945 – seelisch und körperlich gebrochen – wieder nach Hause.

Franz Thaler schildert seine Erinnerungen in schlichten, aber eindringlichen Worten. Sein Buch, bereits mehrmals neu aufgelegt, ist ein Klassiker der neuen Südtiroler Geschichtsschreibung.

„Der Federkielsticker aus dem Sarntal hat in der Zeit des Nationalsozialismus, aber auch danach, als es galt, der Wahrheit über die von Politik und Gesellschaft verdrängte Vergangenheit eine Bresche zu schlagen, die große Tugend der Zivilcourage bewiesen.“

Günther Pallaver in seinem Nachwort



ISBN 978-88-7283-128-1

Euro 17,90

www.raetia.com

9 788872 831281

Franz Thaler

Unvergessen

Option, KZ, Kriegsgefangenschaft,
Heimkehr:
Ein Sarner erzählt
Mit einem
Nachwort von Günther Pallaver



Mit freundlicher Unterstützung der Abteilung Deutsche Kultur in der
Südtiroler Landesregierung

AUTONOME PRO- PROVINCIA AUTO-
VINZ BOZEN SÜD- NOMA DI BOLZANO
TIROL ALTO ADIGE

Deutsche Kultur

Unterrichtsmaterialien zum Herunterladen finden Sie auf:
www.raetia.com/de/shop/item/2190-unvergessen-unterricht.html

© Edition Raetia

5. überarbeitete und korrigierte Auflage, Bozen 2014

Die Erstausgabe erschien als Sonderdruck der Kulturzeitschrift
«Sturzflüge» im November 1988

Umschlaggestaltung: Dall'O & Freunde unter Verwendung eines
Fotos der KZ-Gedenkstätte Dachau

Satz: A&D

Druck: Cierre Grafica, Verona

ISBN 978-88-7283-128-1

[Eingelesen mit ABBYY Fine Reader](#)

Unser Gesamtprogramm finden Sie unter www.raetia.com

Für Fragen und Anregungen wenden Sie sich bitte an:

info@raetia.com

Vorwort zur Neuauflage

Franz Thaler ist zu einer Symbolfigur des Widerstandes und der Aufarbeitung der Vergangenheit in Südtirol geworden. Seine einfachen Worte und sein versöhnlicher Ton haben inner- und ausserhalb des Landes einen grossen Leserkreis gefunden: «Unvergessen» ist zu einem Schlüsseltext der Südtiroler Zeitgeschichte geworden.

Nach Erscheinen der ersten Auflage hat der Sarner im ganzen Land aus seinem Buch gelesen, unzählige Male ist er als Zeitzeuge in Schulen gegangen und hat sich den Fragen der Jugendlichen gestellt. Seit einigen Jahren ist er dazu nicht mehr in der Lage, sodass sein Buch zum alleinigen Zeugnis seiner Lebensgeschichte geworden ist. Umso wichtiger erschien uns eine Überarbeitung des Buches, um es auf die Bedürfnisse der Schule abzustimmen und einer breiten Leserschaft zugänglich zu machen.

Der Text der vorliegenden Neuauflage wurde der neuen Rechtschreibung angepasst und dahingehend korrigiert. In einem ausführlichen Nachwort geht der Politikwissenschaftler Günther Pallaver auf die Tugend der Zivilcourage am Beispiel des jungen Sarners ein, der sich im Alter von 19 Jahren gegen das Hakenkreuz entscheidet. Eine Zeittafel des Historikers Leopold Steurer hilft bei der Einordnung von den im Buch erwähnten Ereignissen und Erlebnissen Franz Thalers in den Kontext der Südtiroler Zeitgeschichte. Die Historikerin Martha Verdorfer hat Ar-

beitsblätter für den praktischen Einsatz im Unterricht erarbeitet, die als PDF kostenlos auf der Verlagsseite www.raetia.com heruntergeladen werden können.

Zudem orientiert sich die Neuauflage am Original von 1988 und übernimmt das ursprüngliche Vorwort von Friedl Volgger sowie den Bildblock mit historischen Fotos, Zeichnungen von Franz Thaler und Aquarellen von Sepp Pfattner. Im Anschluss daran wird die Auswahl aus Briefen an Franz Thaler wiedergegeben, die Franz Pfattner, ein Freund Thalers, für die erste Raetia-Ausgabe ausgewählt hat. Die interessante Editions-geschichte des Buches, das auch schon im Programm des renommierten Piper-Verlages Aufnahme fand, hat Raetia-Verlagsleiter Gottfried Solderer nachgezeichnet. Aufgenommen wurde in diese Ausgabe auch ein Leserbrief Franz Thalers, mit dem er bereits 1982 zum ersten Mal in der Öffentlichkeit gegen das Vergessen auftrat und die Frage nach den einheimischen Tätern offen ansprach.

So hoffen wir, dass «Unvergessen» noch für viele Generationen in Südtirol ein Zeugnis gelebter Zivilcourage bleibt – eine Haltung, aktueller denn je.

Edition Raetia, Juni 2014

Vorwort der Erstaufgabe

Vor dreizehn Jahren hatte der Südtiroler Landtag der Landesregierung den Auftrag gegeben, eine Studie über die Geschichte Südtirols von 1918 bis 1946 ausarbeiten und veröffentlichen zu lassen. Ein italienischer und ein deutscher Historiker sollten das Werk gemeinsam erarbeiten.

Ende September wurde es jetzt endlich der Öffentlichkeit vorgestellt. Einen Teil hatte Prof. Rudolf Lill aus Karlsruhe bearbeitet, den anderen Prof. Umberto Corsini von der Universität Venedig. Die beiden Verfasser haben anhand von Dokumenten über diesen Zeitraum eine umfassende Darstellung vorgelegt. Dass die beiden Autoren in einem Vorwort Vorbehalte gegen gewisse Abschnitte in den Kapiteln des Kollegen in der anderen Sprache machen, darf nicht besonders überraschen. Es dürfte noch viel Zeit vergehen, bis sich die Geschichtsforscher für diesen noch immer sehr umstrittenen Zeitabschnitt auf einen gemeinsamen Nenner einigen können.

Bei der Vorstellung des Werkes meinte Landesrat Dr. Anton Zeiger, das Buch sei geeignet, Vorurteile und Resentiments unter den Sprachgruppen abzubauen und die objektive historische Meinung der jüngeren Generation zu festigen. Ziel sollte es sein, «der Bevölkerung eines der dunkelsten Kapitel der jüngeren Geschichte unserer Heimat zu erhellen.» Die Bücher sollen auf Kosten des Landes an alle Schulen und Bibliotheken des Landes verteilt wer-

den. Diese Absicht kann nur begrüsst werden. Doch lässt das Werk der beiden Historiker noch immer Lücken in der Entwicklung des Zeitgeschehens offen.

Die Geschichte wird von einer Mindestzahl von Menschen gemacht, aber von der überwiegenden Mehrzahl erlebt und erlitten. Die Historiker beschränken sich notgedrungen vor allem auf die Macher der Geschichte. Aussagen darüber, wie der einzelne Mensch diese Geschichte erlebt, werden nur in Ausnahmefällen eingeflochten.

Im Buch der Historiker finden wir im 7. Kapitel unter dem Titel «Südtirol zwischen Hitler und Mussolini» die Darstellung der Geschichte in der Zeit der Operationszone Alpenvorland (September 1943 bis Mai 1945). Auch in diesem Kapitel gibt das Werk nur das Vorgehen der Geschichtemacher wieder. Wie sich dieses auf einzelne Volkskreise oder auf Einzelpersonen ausgewirkt hat, kann natürlich kaum erläutert werden. Es wird sehr sorgfältig die gemachte Geschichte dargestellt, es unterbleibt aber die Schilderung der erlebten Geschichte.

Ein richtiges Bild von dieser Zeit kann aber nur dann gezeichnet werden, wenn die wissenschaftlichen Urkunden durch die Schilderungen persönlicher Erlebnisse ergänzt werden. Erst dann kann sich die heutige Generation ein besseres Bild dieser «dunkelsten Periode» machen.

Deswegen gebührt dem Federkielsticker Franz Thaler aus Reinswald Dank und Anerkennung dafür, dass er sich aufgerafft hat, seine Erlebnisse aus jener Zeit in einer sehr einfachen, dafür aber umso überzeugenderen Form aufzuzeichnen.

Die Eltern Franz Thalers hatten sich 1939 für die Beibehaltung der italienischen Staatsbürgerschaft und damit für das Bleiben in der Heimat entschieden. Nach der Bildung der Operationszone Alpenvorland im September 1943 wurden vom Obersten Kommissar, dem Nordtiroler Gauleiter Franz Hofer, auch die Dableiber, also italienische Staatsbürger, in klarer Verletzung des Völkerrechtes zu deutschen militärischen Einheiten einberufen.

In einem Brief vom 17. November 1980 bestätigte mir der heutige Aussenminister der Bundesrepublik Deutschland Hans-Dietrich Genscher diese Verletzung des Völkerrechtes.

In dem Schreiben des Ministers heisst es: «... Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, dass die Bundesregierung die damalige Einberufung italienischer Staatsangehöriger zu deutschen militärischen Verbänden als völkerrechtswidrig betrachtet und bedauert...»

Nicht wenige Südtiroler Dableiber entzogen sich den Gestellungsbefehlen durch die Flucht in die heimatlichen Berge. Gauleiter Hofer hatte aber für solche Fälle die Sippenhaft eingeführt, das heisst, wenn ein Einberufener dem Befehl nicht Folge leistete, wurden alle Familienangehörigen verhaftet.

Franz Thaler hatte die Einberufung im Mai 1944 erhalten, ihr aber nicht Folge geleistet, sondern sich in den Bergen versteckt. Auf Bitten des Vaters meldete er sich schliesslich doch und wurde dem Polizeiregiment in Schlanders zugeteilt.

Nach zweimonatiger Ausbildung wurde Franz Thaler ins Gefängnis eingeliefert und dann in das SS-Straflager Dachau überstellt. Nach der Befreiung des Lagers durch die Amerikaner geriet er noch in amerikanische Kriegsge-

fangenschaft. Im August 1945 konnte Franz Thaler in seine Heimat zurückkehren.

Thaler schildert seine Erlebnisse mit sehr einfachen Worten und in versöhnlicher Tonart. Sicherlich kann man das Buch der Jugend zur Lektüre empfehlen.

Bozen, den 11. Oktober 1988

Friedl Volgger

*Wer von uns wacht hier
und warnt uns,
wenn die neuen Henker kommen?
Haben sie wirklich
ein anderes Gesicht als wir?
Irgendwo gibt es noch Kapos,
die Glück hatten,
Prominente,
für die sich wieder
Verwendung fand,
Denunzianten,
die unbekannt blieben –
gibt es noch all jene,
die nie daran glauben wollten
und dann nur von Zeit zu Zeit.*

Jean Cayrol / Paul Celan
Paris 1955/56 (Nacht und Nebel)

Im Mai 1985 besuchte ich das ehemalige Konzentrationslager Dachau, in dem sich genau vor vierzig Jahren, am 29. April, für mich und meine Freunde das Tor zur Freiheit geöffnet hatte. Im Lager ging ich gleich ins Museum, in dem verschiedene Dokumente und Fotos aus den Jahren 1933-45 zu sehen sind. Beim Anblick mancher Bilder stiegen mir noch einmal Tränen in die Augen. Mit mir waren noch viele Besucher aus den verschiedensten Ländern erschienen, darunter eine besonders grosse Zahl von Jugendlichen. Aus deren Gesichtern konnte man Entsetzen ablesen. In dem grossen Raum war es beinahe ganz still. Man konnte nur ein leises Murmeln hören. Am Nachmittag besichtigte ich die zwei noch erhaltenen Baracken und den Platz, auf dem so viele gehenkt worden waren, den sogenannten Blutgraben, wo so viele ihr Leben durch Genickschuss lassen mussten, und schliesslich das Krematorium, in dem Tausende bis zum Skelett Abgemagerte, Erschlagene, Erschossene oder Verhungerte in den Verbrennungsofen «durch den Kamin gingen», wie man sich in Dachau ausdrückte. Die Gaskammern sind noch zu sehen, doch wurden sie nie in Betrieb genommen. Die Dachauer Todeskandidaten wurden in andere Lager überstellt. Schliesslich besuchte ich noch die drei später erbauten Sühnekapellen: die evangelische, die jüdische und – in der Mitte – die katholische, die «Todesangst-Christi-Kapelle».

Hinter diesen liegt das Karmeliterkloster, in dessen Kirche ich für meine toten Kameraden betete. Während des Besuches dachte ich viel an die vergangenen Tage und Jahre.

Mein Weg nach Dachau war schon 1939 vorgezeichnet. Im Juni desselben Jahres hatten das nazistische Deutschland und das faschistische Italien die Umsiedlung der Südtiroler eingeleitet. Man bescherte uns die sogenannte Option. Die Leute wurden vor die Entscheidung gestellt, entweder für die deutsche Staatsbürgerschaft zu optieren, mit der ausdrücklichen Verpflichtung, in das Grossdeutsche Reich abzuwandern, oder die italienische Staatsbürgerschaft beizubehalten, mit der Drohung, dass man dann keinerlei Minderheitenrechte mehr beanspruchen dürfe. Wer überhaupt keine Erklärung abgab, blieb italienischer Staatsbürger. Mit der Durchführung des Abkommens wurde der berüchtigte SS-Gestapo-Chef Heinrich Himmler betraut. Doch von all dem wusste und verstand ich als fünfzehnjähriger Bauembub noch überhaupt nichts. Ich erinnere mich nur, dass die Leute furchtbar erschrocken, als sie von dieser Vereinbarung erfuhren. Die meisten wollten sie gar nicht glauben. Das könne doch nicht wahr sein!

Das war die Stimmung im Juli und auch noch Anfang August im Sarntal, und wohl auch in ganz Südtirol. Dann hörte man immer öfter von geheimen Zusammenkünften und Versammlungen. Bayrische Singgruppen kamen ins Tal. In der Fraktion Unterreinswald fanden sie gute Aufnahme. Die Sänger erschienen bald auch in Dürnholz, wo ich wohnte. Sie sangen auf dem Kirchenchor deutsche Lieder. Da die Ankunft vorher angekündigt worden war, erschienen viele Leute. Der Pfarrer machte einmal eine spitze Bemerkung, weil die Kirchengänger oft zum Chor

hinaufschauten. Er sagte: «Sind da oben etwa die grösseren Heiligen als am Altar?» Ich glaube, er ahnte bereits, was auf uns zukommen sollte. Im September und Oktober sprach man immer öfter von Wahl und dass man natürlich «deutsch» wählen müsse. Eine wilde Propagandawelle brach los. Sie wurde vom «Völkischen Kampfring Südtirols» (VKS), einem nationalsozialistisch ausgerichteten Bund, geführt, der überall im Lande seine Leute sitzen hatte. Aber was wusste ich damals von einem VKS. Auch er war ursprünglich fest für das Bleiben eingetreten. Nach mehreren Gesprächen mit Himmler änderte er seine Gesinnung um hundertachtzig Grad. Jetzt wollte er ein hundertprozentiges Ergebnis für die deutsche Staatsbürgerschaft und die Abwanderung erreichen, um damit in Berlin Staat machen zu können. Eine gewisse Vorarbeit für dieses Resultat war allerdings schon in der Schule geleistet worden. Ich kann mich noch gut erinnern, dass wir Schulbuben oft sagten: «Vater unser, der Du bist, der Mussolini auf dem Mist, der Schuschnigg daneben und der Hitler soll hochleben.» Die «Option», die «Wahl», riss eine tiefe Kluft im Volke auf. Der Riss ging auch im Sarntal durch viele Familien. Ein Teil entschied sich für das Dableiben, der andere begeisterte sich für das «Deutschwählen». Die Propaganda für das Dableiben äusserte sich nur schwach. Aber es gab noch genug Leute, die beim Vorsatz vom Juni blieben, sich lieber erschiessen zu lassen, als für die Auswanderung zu optieren. Ich wohnte damals nicht bei meiner Familie in Reinswald, sondern bei meinem Onkel in Dürnholz. Dort wurde ich wie ein Familienmitglied behandelt.

Im späteren Oktober erfuhr ich, dass ein Kanonikus Gamper beim Hofmann in Reinswald eine Versammlung

abgehalten habe, bei welcher er sich gegen die Option und fest für das Dableiben ausgesprochen hätte. Der junge Bauer, bei dem ich wohnte, sowie zwei Töchter und der Knecht vom Nachbarn waren auch zu dieser Versammlung gegangen. Sie kamen am frühen Morgen ganz aufgeregt nach Hause und erzählten beim Frühstück, was sie alles gehört hätten. Gamper, sagten sie, habe die Leute über das wahre Wesen des Nationalsozialismus aufgeklärt, über die Verfolgung von Kirche und Religion. Hitler habe das deutsche Volk bereits in den Krieg getrieben, und man wisse nicht, wie das ende. Die Leute sollten doch unbedingt an ihrer Heimat festhalten. Sie würden eine solche nie mehr erhalten. Die Versprechungen der Nazi-Propagandisten, dass in Deutschland ein ganz gleiches Dürnholz und Reinswald wie im Sarntal errichtet würde, sei doch ein glatter Blödsinn. Die Lügen, dass jeder Abwanderer dasselbe Haus und den gleichen Hof bekäme, könne man doch mit den Händen greifen. Damals hatte ich natürlich keine Ahnung, wer dieser Kanonikus Gamper war. Erst nach meiner Heimkehr erfuhr ich, dass er das geistige Haupt des Widerstandes gegen Faschismus und Nazismus gewesen ist. Gamper konnte nach dem deutschen Einmarsch in Italien im September 1943 nur mit knapper Not den Gestapo-Häschern entkommen und sich nach Florenz absetzen. Der junge Bauer erzählte auch, dass während der Versammlung ein Nazi-Propagandist in die Stube hereingerannt sei und gerufen habe: «Was der da sagt, ist alles erlogen, glaubt ihm nicht!» Der Mann wollte sogar auf Gamper losgehen, aber ein paar Männer packten ihn und zertritten ihn zur Tür hinaus. Ein paar Tage später gingen wir abends zum Nachbarn, um Karten zu spielen. Dort tra-

fen wir einen Hausierer, der dort übernachtete und der bei der Versammlung am Hofmanhof alles miterlebt hatte. Unter anderem erzählte er auch, was nach der Rede Gampers passiert war. Dieser hatte gesagt, dass die Zuhörer, die dableiben wollten, die Möglichkeit hätten, sich jetzt schon zu erklären, weil er die erforderlichen Formulare bei sich habe. Da habe sich der alte Uhrmacher gemeldet und unterschrieben. Dieser habe sich an seinen Bruder gewandt und gesagt: «Stanis, du wirst wohl auch unterschreiben?» Und der Stanis ging auch hin und unterschrieb für sich, seine Frau und für seine sechs minderjährigen Kinder. Als der Hausierer das erzählte, lief es mir ganz kalt über den Rücken. Alle Anwesenden starrten mich an, ich schaute nur auf die Tischplatte. Der Stanis war nämlich mein Vater und der Uhrmacher mein Onkel. Irgendjemand sagte zu mir: «Dein Vater hat ‚walsch‘ gewählt, du bist jetzt ein ‚Walscher‘.» Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und fühlte mich schon jetzt fast wie ein Ausgestossener. Da sagte die Bäuerin, um mich zu trösten: «Den Franz packen wir einfach in eine Kiste und schmuggeln ihn nach Deutschland.» Alle lachten, nur mir war nicht zum Lachen zumute. Wir gingen heim. Für mich war das der erste Schlag, den mir der Nazismus versetzt hatte. Auf dem Hof wurde über die Sache nicht viel geredet. Der Bauer war eher für das Dableiben, seine Geschwister aber fürs Auswandern. Am nächsten Sonntag ging ich zu meinen Eltern nach Reinswald. Ich wollte hören, was sie mir zu sagen hatten. Sie erklärten mir, warum sie «walsch» gewählt hätten. Warum sie den Ratschlägen Michael Gampers gefolgt wären und nicht freiwillig auf die Heimat ver-

zichten wollten. Sie hätten, erinnerten sie mich, schon einmal ihr eigenes Heim der schlechten Zeiten wegen verloren. Jetzt hätten sie sich mit Mühe und Not ein dürftiges Häuschen erbaut. Mein Vater hatte sieben Jahre Militärdienst geleistet. Davon drei Jahre aktiv und vier im Krieg. Er war genug in der Welt draussen gewesen und wollte nicht ein zweites Mal von zu Hause fort. Die Eltern sagten: «Mach dir nichts draus, wenn sie dich den ‚Walschen‘ nennen. Das Gerede, dass wir nach Sizilien geschafft würden, haben nur die Deutschen erfunden, weil sie uns das Dableiben nicht vergönnen.» Die Eltern überzeugten mich, und ich fand ihre Entscheidung richtig. Natürlich durfte ich das meinen Optantenkollegen in Dürnholz nicht erzählen. So vergingen die ersten Dezemberwochen 1939. Die Propaganda und die Begeisterung für das «Deutschwählen» schwollen immer mehr an. Der «Wahltag» sollte zu einem Fest werden. Die Dumholzer sollten alle geschlossen, von der Musikkapelle begleitet, in das Gemeindeamt nach Sarntheim wählen gehen. So planten und wollten es die Grossen in Dürnholz. Sie erreichten auch zum Grosse teil ihr Ziel. In Dumholz gab es nur drei Familien, von denen man wusste, dass sie sich fürs Dableiben entschieden hatten. Manche verheimlichten es, weil sie sich nicht den Spötteleien und der Verachtung aussetzen wollten. Die «Walschen» verspottete man überall, sogar in der Kirche wurde hinter ihrem Rücken gelacht und getuschelt. Auf dem Kirchplatz und auf dem Kirchweg wurden sie mit einem lautstarken «Buongiorno» begrüsst. In manchen Gasthäusern durften sie sich nicht mehr blicken lassen. In anderen wurde der Stuhl abgewischt, auf dem ein «Walscher» gegessen hatte.

Nach der Option 1939 kam ein deutscher Lehrer nach Dürnholz. Früher hatte es nur italienische Lehrer gegeben, die ausschliesslich italienisch unterrichteten. Der neue Lehrer sollte die Jugendlichen jetzt in deutscher Sprache unterrichten. An einem Sonntagnachmittag versammelten sich die Kinder und Jugendlichen in der Schule. Ich ging auch hin, ohne etwas zu ahnen. Der neue Lehrer schrieb jeden Namen auf. Als die Reihe an mir war, wollte ich natürlich meinen Namen sagen. Andere kamen mir aber zuvor und schrien: «Das ist ja ein Walscher.» Alle lachten. Der Lehrer schaute mich eine Weile an und sagte, ich solle heimgehen, er wolle nur Deutsche unterrichten. Ich sass verdattert da, stand dann auf und ging ganz schwindlig zur Tür hinaus. Ich war sehr, sehr traurig. So ging es ein paar Jahre weiter. In den Jahren 1942¹³ wurden ziemlich viele zum Militärdienst in der deutschen Wehrmacht einberufen. Es dauerte auch nicht lange, bis die ersten Meldungen von Gefallenen kamen. Jetzt wurde öfter auch von denen, die vorher „Heil Hitler« geschrien hatten, über denselben Hitler geschimpft. Die grosse Begeisterung für Hitler ging ziemlich rasch vorbei. Man redete auch schon davon, dass dieser Hitler den Krieg verlieren könnte.

FLUCHT IN DIE BERGE

So ging es weiter bis zum September 1943. Nach der italienischen Kapitulation besetzten die deutschen Truppen den Grossteil Italiens und natürlich auch Südtirol. Die Provinzen Bozen, Trient und Belluno wurden zur «Operationszone Alpenvorland» zusammengelegt. Zum Obersten Kommissar für dieses Gebiet wurde der nazistische Gauleiter von Innsbruck, Franz Hofer, ernannt. Jetzt erhielten die Nazibonzen wieder Oberwasser. Die Dableiber waren allen nur möglichen Schikanen ausgesetzt. Ihre Führer wurden wie die Verbrecher gejagt. Allen Dableibern wurden die Radioapparate und die Jagdgewehre weggenommen. (Mein Freund Friedl Volgger hat nach Kriegsende im «Volksboten» die Liste der Naziopfer veröffentlicht. In der Zeit vom September 1943 bis Kriegsende im Mai 1945 wurden einundzwanzig Südtiroler hingerichtet, hundertvierzig machten mit dem Gefängnis Bekanntschaft und hundertsechundsechzig wurden in Konzentrationslager eingeliefert.) Der Oberste Kommissar stellte Polizeiregimente auf, zu denen auch Dableiber einberufen wurden, obwohl sie italienische Staatsbürger waren. Heute weiss ich, dass die Einberufung der Dableiber zu deutschen Militäreinheiten eine grobe Verletzung des Völkerrechts darstellte.

Im März 1944 wurde ich mit anderen Dableibern im Alter zwischen sechzehn und fünfzig Jahren zur Musterrung geladen. Ich wurde für tauglich befunden und wusste,

dass ich bald einrücken müsste. Ende Mai kam auch der Stellungsbefehl, laut dem ich mich am 1. Juni in Schlanders beim Polizeiregiment zu melden hatte. Ich suchte verzweifelt nach einem Ausweg, denn ich hatte schon zu viel von den Gräueltaten gehört, die das Hitler-Regime vollbrachte. So entschloss ich mich, dem Rat einiger Freunde zu folgen und in die Berge zu flüchten. Sie versprachen mir, mich mit Lebensmitteln zu versorgen. Bei einem von ihnen durfte ich mir in der Nacht Milch holen. Der Tag, an dem ich einrücken musste, kam. Ich packte den Koffer. Dabei durfte mir aber niemand zusehen, weil ich nur den Rucksack und eine Kleinigkeit zum Essen darin verstaute. Am Morgen ging ich nach Sarntheim. Dort wartete schon ein Nazispitzel, der mir dabei behilflich sein wollte, richtig nach Bozen zu kommen. Er begleitete mich und erklärte mir in Bozen noch genau, wo und wann der Zug nach Schlanders abfähre. Endlich wurde ich ihn los. Ich versteckte den Koffer beim Rösslwirt in der Bindergasse und ging mit dem Rucksack zum Bahnhof. Ich hatte mich schon vorher erkundigt, wann ein Zug in Richtung Brenner abfähre. Ich fuhr bis Freienfeld vor Sterzing und ging von dort nach Maria Trens, wo ich um eine glücklichere Zukunft betete. Später fuhr ich mit dem Zug zurück bis Vahrn bei Brixen und ging auf dem Schalderer Weg Richtung Heimat zu. Da passierte mir das erste Malheur. Ich begegnete im Wald, in einer engen Kurve ohne Ausweichmöglichkeiten, einem bekannten Nazi aus meiner Ortschaft. Wir grüßten einander und gingen weiter, er abwärts und ich aufwärts. Da war nun guter Rat wirklich teuer. Ich wusste, dass er mich verraten würde, wenn vom Militär die Meldung käme, dass ich in Schlanders nicht

eingetroffen wäre. Ich musste mir irgendetwas einfallen lassen. Mir kam der Gedanke, dass ich noch auf eine unbestimmte Zeit heimgehen sollte. Also kehrte ich wieder zum Hof zurück, wo ich früher gewesen war und erzählte dort, was mir passiert war. Eine Woche arbeitete ich noch auf dem Hof.

An einem Samstag sagte ich zu den Leuten, ich hätte Post bekommen und müsste am Montag wieder gehen. Denn für die Bauersleute wäre es zu gefährlich gewesen, mich noch länger zu behalten. Am Montag um drei Uhr früh stieg ich mit den nötigen Lebensmitteln, einer Pfanne, einer Schüssel und einem Löffel im Rucksack auf den Berg. Dort wollte ich das Kriegsende abwarten. Der erste Tag erschien mir unendlich lang. Ich dachte noch einmal richtig darüber nach, auf was ich alles verzichten müsste und welchen Gefahren ich mich aussetzte. Ich durfte mich von niemandem sehen lassen. Niemand durfte wissen, dass ich nicht eingerückt war, mit Ausnahme der wenigen Freunde, denen ich es vorhergesagt hatte. Ich konnte nur nachts zu bestimmten Leuten gehen, um mir Lebensmittel zu holen. Die Mahlzeiten fielen sehr bescheiden aus. Warmes Essen gab es höchst selten, denn ich musste mit dem Feuer sehr vorsichtig sein. Der Rauch durfte nicht mein Versteck verraten. Meistens kochte ich Knödel, die wohl etwas hart gerieten, da mir viele Zutaten fehlten. Wenn etwas übrig blieb, ass ich es am nächsten Tag. Später im Sommer, als die Waldfrüchte reiften, kochte ich Mus oder Polenta mit Heidel- oder Himbeeren. Mit Butter und Käse versorgte mich meistens mein Bruder Flor, der auf der anderen Seite des Berges als Senner arbeitete. Ein anderer «Versorger» war mein Vetter Luis (Alois Brugger vom

Bachmannhof) und viele andere. Nicht vergessen darf ich einen Freund aus dem Eisacktal, Felix Oberrauch (Latzfons), der damals auf der Alm, auf der ich mich aufhielt, als Hirte angestellt war. Er stand mir mit Rat und Tat zur Seite.

Meinen Aufenthaltsort musste ich oft wechseln. Es wäre zu gefährlich gewesen, immer am gleichen Ort zu schlafen. Ich benützte deshalb abwechselnd Heuschuppen und die leer stehende Latschenbrennerei. So verging Monat um Monat. Ich gewöhnte mich an vieles. Als ich einmal so durch den Wald schlenderte, sah ich zu meinem Schrecken zwei Männer hinter einem Baum stehen. Ich versuchte, mich sofort aus dem Staub zu machen. Doch da rief mir einer schon nach: «Halt, Franz, vor uns brauchst du keine Angst zu haben.» Ich erkannte die Stimme. Es handelte sich um den «Krotzer-Luis» aus Villanders, den ich schon etliche Jahre vorher kennengelernt hatte, als er in der Latschenbrennerei arbeitete, wo ich mich jetzt schon seit einigen Wochen öfter aufhielt. Ein wenig zögernd ging ich auf die beiden zu. Luis versicherte mir, dass ich auch vor seinem Begleiter keine Angst zu haben brauchte, da er ein Freund sei. Ich traute den beiden lieber vorsichtshalber nicht ganz und blieb zwei, drei Meter von ihnen entfernt. Ich fragte sie, was sie hier machten. Sie antworteten, dass sie auf der Villanderer Alm Streifendienst machen müssten. Weil dort oben überhaupt nichts los wäre, seien sie halt einmal übers Joch, über die Dumholzer Berge, herübergegangen. Gegen die Langeweile hatte ich mir eine passende Arbeit ausgedacht, bei der es wenig Werkzeug und Platz brauchte. Ich gravierte Feuerzeuge und Tabakdosen, Zündholzschachteln und verschiedene andere Dinge.

Oft arbeitete ich auf einer grossen Fichte. Ich setzte mich ziemlich weit oben auf einen grossen Ast, wo mich niemand sehen konnte; auf den nächsten Ast schraubte ich den mit der Hand zu treibenden Schleifstein. So hatte ich einen schönen Ausblick, und durch die Arbeit konnte ich mir Geld für Lebensmittel verdienen. Einmal half ich einem Bauern bei Heuarbeiten, und zwar an einem Ort, wo kein Weg vorbeiführte. Ich befand mich auf dem Heuwagen und spähte immer umher, ob jemand zu sehen wäre. Schon bald nach Arbeitsbeginn sah ich auch einen Mann aus etwa hundertfünfzig Meter Entfernung auf uns zukommen. Ich sagte dies meinen Mitarbeitern und ging eiligen Schrittes in Richtung Wald davon. Zu dieser Zeit war es schon vielen bekannt, dass ich mich auf dem Berg droben versteckt hielt. Bei dem Mann, der gekommen war, handelte es sich auch um einen Nazispitzel. Ich hatte ihn gleich erkannt. Er fragte meine Mitarbeiter, wer denn da bei ihnen gewesen sei. Als diese nicht gleich antworten wollten, bemerkte er, er habe mich schon erkannt. Er ermahnte die Leute auch, vorsichtiger zu sein. Mit solchen Leuten wie mir sei das Arbeiten streng verboten. Für die Bauersleute konnte dies schwerwiegende Folgen haben. Ich liess mich in Zukunft auch bei dieser Familie nicht mehr blicken. Nur der Bäuerin habe ich noch Holzknospen¹ gemacht; sie gab mir dafür Lebensmittel. (Nach meiner Heimkehr traf ich den genannten Mann wieder. Wir grüssten einander. Er tat sehr scheinheilig und versicherte, ich hätte damals bei der Heuarbeit nicht zu gehen brauchen. Er sei keiner von denen gewesen, er hätte mich si-

¹ Holzknospen sind feste Holzschuhe.

cher nicht verraten. Aber so ähnlich gaben sich nach dem Krieg alle. Keiner wollte irgendetwas mit dem Hitler-Regime zu tun gehabt haben. Ich sagte nichts und ging meines Weges.)

Eine Sorge wurde ich nie los: Ernstlich krank werden durfte ich nicht. Zum Arzt konnte ich ja nicht gehen, zumal die Ärzte, die ich kannte, ziemlich nazistisch eingestellt waren. Und doch kam es einmal so weit, dass ich mich an einen Arzt heranwagen musste.

An einem Samstag brach ein starkes Gewitter los und zerriss das Dach des Heuschuppens, in dem ich mich einquartiert hatte. Ich musste noch in der Nacht, bei Regen und Hagel, das Dach wenigstens provisorisch wieder instand setzen. Am nächsten Tag, am Schutzengelssonntag, musste ich das Dach völlig in Ordnung bringen, damit nicht ein anderer käme, es zu reparieren. Weil ich so arg durchnässt war, erkältete ich mich und bekam fürchterliche Zahnschmerzen, die nicht mehr aufhören wollten. Ich ging zu meinem Freund Lex, um Rat einzuholen. Er war schon immer ein schlauer Fuchs gewesen und wusste für mich auch gleich einen Ausweg. Er sagte: «Ich gehe morgen mit dir nach Brixen zu einem Zahnarzt namens Müller, den ich gut kenne. Dort bist du unbekannt, und bald wird alles wieder in Ordnung sein.» Und so geschah es auch. Als wir in Brixen durch die Stadt gingen, war mir nicht recht wohl zumute. Wir begegneten ziemlich vielen Polizisten und Militärs. Zu meinem Schrecken hielt uns auch noch ein Wachposten an. Aber zu meinem Glück war es nur ein Freund meines Begleiters. Er wollte mit ihm nur ein wenig «ratschen». Der Arzt zog mir einen Zahn und flickte mir einen weiteren.

Ohne Zwischenfalle kehrte ich wieder in die Berge zurück. Anfang August war das Heu auf den Bergwiesen eingebracht. Ich lag in einem Schuppen und blickte durch einen Spalt ins Freie hinaus. Da sah ich ziemlich nahe einen alten Mann, den «Seeber-Luisi», auf den Schuppen zukommen. Es wäre gefährlich gewesen, mich von ihm sehen zu lassen. Er würde es sicher den Leuten im Dorf gesagt haben. Ich rückte nahe an die Wand, die sich im Schuppen zwischen Heu und Küche befand. Sie war zwar hoch, reichte aber nicht bis zum Dach. Es war Brauch, dass man in die Schuppen hineinschaute, wenn man vorbeikam, um zu sehen, wie viel Heu drinnen sei. Der Luisi trat in die Küche, murmelte eine Weile. Da er klein war und nicht über die Wand sehen konnte, nahm er einen Stock und wollte damit die Ruhe des gelagerten Heues messen. Dabei stocherte er eine Weile auf mir herum. Die Situation war so komisch, dass ich beinahe laut lachen musste. Ein anderes Mal, als ich wieder auf dem Heu lag, sah ich den «Eben-Sepp» (Josef Hochkofler, Bachmannebner, Jahrgang 1891) daherkommen. Vor dem hatte ich nicht im mindesten Angst. Der hatte den Ersten Weltkrieg und dazu noch einige Jahre russische Kriegsgefangenschaft hinter sich. Sein Sohn Sepp war mein bester Schulfreund. Der Mann kam in die Küche und war sehr erstaunt, als er über die Wand nach dem Heu schaute und mich dort liegen sah. «Ach, du bist das. Das muss wohl ein hartes Leben sein, hoffentlich dauert es nicht mehr lange, bis der Krieg zu Ende ist.» Ich fragte nach seinem Sohn Sepp, der im Frühjahr als Siebzehnjähriger eingerückt war. Wir plauderten noch ein bisschen, dann ging er wieder. Anfang September

sollte noch ein Brader von mir einrücken. Mein Bruder flüchtete mit seinem Freund. Die beiden waren aber etwas unvorsichtig gewesen. Als sie abends bei einem Verwandten einkehrten, wurden sie von einem Nazispitzel bemerkt, der seine Entdeckung sofort der Polizei mitteilte. Noch ehe die beiden Verdacht schöpfen konnten, war das Haus von Gendarmen und Nazileuten, einer Art Südtiroler Hilfspolizei, umzingelt. Die Flüchtlinge löschten das Licht und eilten durch die Haustür ins Freie, der eine nach links, der andere nach rechts. Der Freund meines Bruders wurde beim Überspringen eines Zaunes von einem Gendarmen noch am Rucksack erwischt, und der Wachtmeister überwältigte ihn. Doch der nun vermeintlich Gefangene war sehr gewandt und konnte schliesslich doch noch entkommen.

WARUM ICH MICH STELLTE

Für mich gestalteten sich die Dinge jetzt immer schwieriger. Die Polizei verstärkte die Suche nach Flüchtigen. Bald verlautete auch, dass die ganze Familie von Wehrdienstverweigerern verhaftet würde, bis sich diese stellten.

Tatsächlich hatten, wie ich nach der Heimkehr erfuhr, die Nazis die Sippenhaft eingeführt. Der Oberste Kommissar, der Gauleiter Franz Hofer, hatte bereits am 6. Jänner 1944 eine Verordnung erlassen, dass alle jene, welche dem Einberufungsbefehl nicht Folge leisteten, mit dem Tode und in geringeren Fällen mit zehn Jahren Kerker bestraft würden. Die Familienangehörigen des Flüchtigen, und zwar die Frau, die Eltern, die Kinder über achtzehn Jahren und die im gemeinsamen Haushalt lebenden Geschwister, wurden festgenommen. Die Angehörigen wurden in Gefängnisse und Arbeitsstraflager eingeliefert. Im Passeier- und Ahmtal traf dieses Schicksal Dutzende von Familien. Doch dies erfuhr ich, wie bereits gesagt, erst, als alles vorbei war. So kam es, dass mein Vater mich suchte. Er fand mich auch mithilfe meines jüngeren Bruders. Er bat mich unter Tränen, mich zu melden. Wer sich melde, so wurde verlautbart, dem passiere nichts. Ich traute den Versprechungen der Nazis ganz und gar nicht. Aber ich konnte nicht mehr anders. Um den Eltern Kerkerhaft zu ersparen, versprach ich dem Vater, noch am selben Abend heimzukommen.

Damit war mein Flüchtlingsleben zu Ende. Es war kein schönes Leben gewesen. Oft war ich mir wie ein wildes Tier vorgekommen, das bei jedem Geräusch erschrickt und flieht. Ich hätte aber nie daran gedacht, dass es so weit kommen würde, dass ich mich freiwillig den Nazis stellen würde. Es wäre auch nie der Fall gewesen, wenn nicht die Verhaftung der Eltern gedroht hätte. So ging ich noch am gleichen Abend heim. Es kam auch gleich der Revierleiter. Er lobte mich sehr dafür, dass ich mich gestellt hatte. Er versprach mir und meinen Eltern, dafür zu sorgen, dass mir wegen der Flucht nichts passieren würde.

POLIZIST IN SCHLANDERS

Am nächsten Tag, am 23. September 1944, fuhr ich nach Bozen und meldete mich dort, wie es mir der Revierleiter erklärt hatte. Ich glaube, dort war schon alles vorbereitet. Man stellte mir nur noch einige Fragen. Dann erhielt ich den Einberufungsbefehl zur Polizei nach Schlanders. Dort musste ich mich beim Spiess der 10. Kompanie melden. Am nächsten Tag musste ich mit der Kompanie ausrücken. Ich traf viele Bekannte von daheim. Diese wunderten sich, wieso ich erst jetzt gekommen wäre. Manche meinten, das ginge nicht gerecht zu. Doch ich wollte nicht viel erzählen von meiner Vergangenheit, ich wollte sie vor allem vor den Offizieren verheimlichen. Ich hatte Angst, es könnte alles auf fliegen. Und dass dann alles schiefgehen würde. So verging eine Woche. Alles schien in bester Ordnung zu sein. Ich hatte gleich gute Freunde, die mir überall halfen. Ich musste drei Wochen Ausbildung nachholen. Für mich bedeutete dies eine grosse Umstellung von meinem sehr einsamen Leben zum sehr bewegten Soldatenleben. Ich kam mir wieder normal vor, weil ich wieder unter Menschen war. In meinem Innern fühlte ich aber immer noch eine gewisse Angst, dass ich doch noch unter die Räder kommen könnte. Man erzählte in der Kaserne, dass es anderen Fahnenflüchtigen sehr schlecht ergangen sei. Die Ausbildung war zu Ende. Es verlautete, alle könnten noch kurz auf Urlaub gehen, bevor sie irgendwo zum Einsatz kämen.

Alle gingen der Reihe nach auf Urlaub. Ich hoffte auch darauf. Da hätte ich noch eine letzte Möglichkeit zum Fliehen gehabt. Mir wurde nämlich immer klarer, dass ich irgendwann einmal in Haft kommen würde.

Meine inneren Ängste täuschten mich auch nicht. Am Morgen des 22. November hiess es, die 10. Kompanie müsse in eine andere Kaserne zur Impfung. Wir marschierten geschlossen dorthin und wurden in den Impfraum geführt. Nach dem Alphabet wurden wir der Reihe nach aufgerufen. Plötzlich wurde mein Name von der Eingangstür her gerufen. Ich erschrak und wusste: Jetzt ist es so weit. Still sagte ich: «Gott sei mir gnädig!» An der Tür schrie mich ein Wachtmeister mit ziemlich harter Miene und harten Worten an, ich solle mich beeilen und ihm folgen. Wir gingen zum Major. Wir traten ein, ich voran, der Wachtmeister gleich hinter mir. Ich war auf alles gefasst. Der Major hatte schon auf uns gewartet. Trotz der schlotternden Knie versuchte ich, stramm zu grüssen. Der Wachtmeister meldete mich. Der Major fragte mich, ob ich der Thaler Franz aus der Gemeinde Sarntal, geboren am 6. März 1925, sei. Ich antwortete: «Jawohl, Herr Major.» Dann las er mir ein Schriftstück vor, auf dem Folgendes stand: «Sie wurden am 6. Juni zur Polizei nach Schlандers einberufen und haben dieser Einberufung nicht Folge geleistet. Sie haben sich in den Bergen herumgetrieben» usw., usw. Zum Schluss fragte er, ob das stimme. Ich antwortete: «Jawohl, Herr Major.» Er liess mich wissen, dass ich am nächsten Tag nach Bozen geführt und dort vor das Kriegsgericht gestellt würde. Damit war ich entlassen. Der Wachtmeister brachte mich in die Kaserne zurück, wo ich meine Sachen packen musste. Dann musste ich auch die

Schuhriemen ausziehen, die Hosenträger und die Koppelriemen ablegen. Da musste ich doch noch lachen. Die Hose war mir nämlich so sehr zu weit, dass ich immer eine Hand brauchte, um sie zu halten. Während ich da an meiner Hose herumarbeitete, kamen meine Stubenkameraden von der Impfung zurück. Sie machten natürlich grosse Augen, als sie mich so dastehen sahen und den Wachtmeister mit schussbereiter Pistole hinter mir. Sie schauten mich mitleidig an. Inzwischen waren auch die anderen Kompanien eingerückt und erfuhren gleich, was mir passiert war. Es kam mancher Kamerad zur Tür her, ich lächelte ihnen zu. Es war ein stummes Abschiednehmen von meinen Kameraden und von meinem freien Leben.

VOR DEM KRIEGSGERICHT

Nach und nach hatte ich mich vom ersten Schrecken erholt und mich dem Schicksal ergeben. Der Wachtmeister brachte mich zum Gefängnis, wo uns der Gefängnismeister empfing. Dieser ging uns voran durch einen langen, immer dunkler werdenden Gang bis zur letzten Zellentür. Er rasselte mit den Schlüsseln und sperrte auf. In dem halbdunklen Raum sah ich ziemlich hoch oben ein kleines vergittertes Fenster. Da schaltete jemand das Licht an. Es wurde zwar nicht viel heller, aber doch so, dass ich sehen konnte, wer da drinnen war. Vier Männer standen in dem Raum in Habtachtstellung. Das war strengste Pflicht, wenn jemand die Tür aufmachte. Einer der Männer, Alois Darocca, Jahrgang 1904, ein älterer Mann, schaute so verwirrt und verzweifelt drein, dass auch ich geradezu Angst bekam. Ich betrat den Raum, und gleich hinter mir fiel die Eisentür ins Schloss. Ich sah eine breite Holzpritsche mit ein paar Decken darauf. Ein junger Bursch lud mich ein, neben ihm Platz zu nehmen. Es war Anton Königsrainer aus St. Leonhard in Passeier (Jahrgang 1921). Als die Wache verschwunden war, setzten wir uns auf die Pritschen. Jetzt begann das Fragen und Erzählen. Der ältere Mann berichtete, dass er vom Militär geflohen und später von der Polizei erwischt worden sei. Er war zum Tode verurteilt worden. Jedes Mal, wenn die Tür sich auftat, meinte er, sie kämen ihn holen, um ihn zu erschiessen. Ein anderer, Franz Hauser aus St. Leonhard in Passeier, sagte, er sei

zwar eingerückt, aber nach einigen Tagen geflohen. Da man gedroht habe, seine Eltern einzusperren, habe er sich gestellt und sei dann zu zwölf Jahren Konzentrationslager Dachau verurteilt worden.

Der dritte, Anton Königsrainer, hatte wegen des gleichen Vergehens fünfzehn Jahre Dachau abbekommen. Der vierte war erst seit einigen Tagen hier. Man kann sich denken, dass die Stimmung in der Zelle recht trübselig war. Die schwarz-grauen meterdicken Mauern trugen dazu bei, dass kaum ein Lächeln aufkam. Ich dachte darüber nach, welches Urteil ich am nächsten Tag zu erwarten hätte. Es sah nicht gut für mich aus. Ich war fast vier Monate flüchtig gewesen, und einer meiner Brüder war noch flüchtig. Das bedeutete für mich bestimmt noch einen weiteren Nachteil. In dieser Nacht schlief ich wenig; der Tag war zu aufregend gewesen. Erst am frühen Morgen schlief ich ein. Um sieben Uhr hörten wir schon den Gefangnismeister mit den Schlüsseln kommen. Er sperrte auf, und neben ihm stand ein Wachtmeister, der bei meiner Kompanie gewesen war. Ich musste mich zum Gehen fertigmachen. Der Wachtmeister sagte mir, dass ich mich genauestens an seine Befehle halten solle. Wir gingen zum Bahnhof, ich voran, er gleich hinter mir her mit der Pistole in der Hand. Ich durfte weder nach links noch nach rechts schauen. Am Bahnhof stiegen wir gleich in den Zug ein, und ich durfte mich setzen. Die Fahrgäste blickten mich voll Mitleid an. Der Wachtmeister blieb ganz nahe neben mir stehen. Er hatte anscheinend grösste Angst, dass ich ihm abhauen könnte. Nach einer Weile musste ich austreten. Zuerst wollte er es mir gar nicht gestatten. Schliesslich geneh-

migte er es doch. Er schritt aber dicht hinter mir her. Ich durfte nicht einmal die Klosettür schliessen. Für die Fahrt nach Bozen brauchten wir sehr lange.

Unterwegs gab es Fliegeralarm; der Zug musste längere Zeit stehen bleiben. Erst ungefähr um elf Uhr langten wir in Bozen an. Dort gingen wir zu einem grossen Gebäude. Wir traten ein und gingen einen langen Gang entlang zu einer Tür, an der ein Wachtmeister Posten stand. Es war ausgerechnet ein Bekannter von mir aus dem Eisacktal. Er fragte, was wir hier wollten. Der Wachtmeister antwortete, er müsse mich zur Gerichtsverhandlung bringen. Mein Bekannter zeigte auf die Tür, durch die wir eintreten sollten. Er lächelte mir zu und meinte, es würde schon nicht so schlimm werden. In dem Raum stand ein langer Tisch, hinter dem acht oder zehn SS-Männer mit höhnischen Gesichtern sassen. Der Wachtmeister meldete mich. Nun wusste ich, dass ich einem schweren Schicksal entgegengehen würde. Mit neunzehn Jahren stand ich vor dem Kriegsgericht, nur weil ich mich als italienischer Staatsbürger nicht zum deutschen Kriegsdienst zwingen lassen wollte. Einer der Herren begann zu fragen. Ich antwortete. Er las mir ein Protokoll vor. Nachdem ich die Richtigkeit der Aussage bestätigt hatte, befahl er einem anderen, den Artikel des Militärstrafgesetzes vorzulesen, der mich betraf. Ich betete im Stillen, war aber auf alles gefasst. Der Artikel für mich lautete: «Jeder, der den Kriegsdienst verweigert, wird mit dem Tode bestraft.» Es folgte ein kurzes Schweigen. Die Männer grinsten mich höhnisch an. Mir kam es so vor, als erwarteten sie, dass ich in Ohnmacht fiel. Ich lächelte sie aber nur an. Wie ich da noch die Kraft zum Lächeln aufgebracht habe, wundert

mich heute noch. Wahrscheinlich stand die ganze Engelschar neben mir, die ich vorher angefleht hatte.

Einer der SS-Männer nahm einen Zettel vom Tisch und las vor: «Da der Angeklagte noch minderjährig ist und sich freiwillig gestellt hat, wird er nicht zum Tode verurteilt, sondern zu zehn Jahren Dachau mit Frontbewährung.» Er schaute mich noch an und fragte, ob ich noch etwas zu sagen hätte. Ich verneinte. Ich war wegen des so plötzlich geänderten Urteils sehr überrascht. Mit zehn Jahren Konzentrationslager Dachau wusste ich nichts anzufangen. Zum Glück hatte ich keine Ahnung, was Dachau bedeutete. Nach der Urteilsverkündung wurde ich entlassen und kehrte nach Schlanders zurück. Dort wartete schon das graue, kalte Gefängnis auf mich. Die Kollegen hatten mich mit Spannung erwartet. Als die schwere Gefängnistür hinter mir zugefallen war, erzählte ich ihnen, was sich zugetragen hatte. Ein Todesurteil wäre nicht nur für mich und meine Angehörigen schrecklich gewesen. Auch für die Nazis in meinem Dorf hätte es sicherlich Folgen gehabt. Sie wurden jetzt schon von den Partisanen mit Drohungen bedacht. An diesem Abend war ich sehr müde, denn der Vortag mit der Verhaftung, dann eine fast schlaflose Nacht und ein mit Aufregungen erfüllter Tag hatten mich schlapp gemacht. Ich wollte nur mehr schlafen, nichts weiter als schlafen. Am nächsten Tag begann das normale Gefängnisleben, das etwa so aussah: Um halb sieben Uhr krochen wir der Reihe nach aus den Decken. In einer Ecke stand ein Mülleimer, der als Klosett diente. Das war natürlich nicht sehr angenehm. Zudem entströmte dem Eimer jedes Mal eine Gaswolke, wenn man den Deckel

öffnete. Deshalb hatten wir ja auch ständig stinkende Luft in der Zelle. In der anderen Ecke stand ein Gestell mit einer Schüssel und einem Wasserkrug. Er war so klein, dass nicht für alle genug sauberes Wasser vorhanden war. Wir mussten uns alle mit demselben Wasser die Augen auswaschen. Zu mehr reichte es nicht. Dann erhielten wir Kaffee. Ein Soldat musste uns immer das Essen aus der Soldatenküche bringen. Wir erhielten genauso viel wie die Soldaten. Meistens waren die Speisen aber kalt, bis sie zu uns kamen. Nach dem Frühstück räumten wir die Zelle auf, so gut es eben ging. Wir schüttelten die Decken aus, die klebrig und voller Läuse und Flöhe waren. Das Stroh auf den Pritschen war zu Pulver aufgerieben. Wahrscheinlich hatte man es monatelang nicht mehr gewechselt. Dann setzten wir uns auf die Pritschen und begannen zu beten. Von zehn bis elf Uhr durften wir in den Gefängnishof hinaus, wo wir den Mülleimer leerten und Wasser für den nächsten Tag holen konnten. Der Hof war von einer hohen Mauer umgeben; auf einem Balkon stand immer ein Wachtposten. Im Hof trafen wir auch die vier Geistlichen, die in einer Zelle neben der unseren eingesperrt waren. Um zwölf Uhr mittags brachte man uns das Essen, und nachher krochen wir wieder eine Zeitlang unter die Decken. Später diskutierten wir eine Weile. Dann ging wieder das Beten los. Toni Königsrainer fing immer an und betete vor. Dreimal in der Woche durften wir in der Zelle der Geistlichen die Messe besuchen und auch die Kommunion empfangen. Die Geistlichen genossen etwas mehr Freiheit. Sie konnten im Gang herumgehen und kamen auch an unserer Zellentür vorbei. Oft steckten sie beim Guckloch Zigaretten her-

ein. Manchmal schickten sie uns auch durch den Gefängnismeister Äpfel. Der Gefängniswärter war ein etwas älterer Italiener. Immer lustig und fidel tröstete er uns mit den Worten: «Zu Weihnachten seid ihr alle zu Hause.» Ein Freund aus der Kompanie, bei welcher ich vorher gedient hatte, musste mir die Zivilkleider von daheim holen. Dann musste ich die Uniform abgeben. Eine Woche später wurde der ältere Mann von der Polizei abgeholt. Wir wussten nicht, was mit ihm geschehen würde. Wir glaubten, sie würden ihn erschiessen, weil er schon zum Tode verurteilt war. Eines Tages besuchte mich mein jüngster Bruder Anton. Er brachte mir einige Lebensmittel und wärmere Kleider mit. Ich durfte aber nur unter Bewachung mit ihm sprechen. Nach einer weiteren Woche holte man auch die beiden anderen Freunde. Ich blieb allein in der Zelle zurück. Jetzt durfte ich öfter hinausgehen und sah auch die Priester öfter. Bartholomäus Terzer, Pfarrer in Latzfons, und Pater Polykarp, Pfarrer von Wangen am Ritten, der seinerzeit auch den Kanonikus Gamper beherbergt hatte, nahmen sich meiner besonders an. Pater Polykarp tröstete mich immer mit den Worten: «Wenn wir auf den Herrgott vertrauen und fleissig beten, wird er uns nicht verlassen.» Der Pater wusste wahrscheinlich, was auf mich zukam, was ein Konzentrationslager bedeutete. Die Geistlichen waren eben besser unterrichtet.

DIE FAHRT INS KONZENTRATIONSLAGER

Nach der dritten Woche im Gefängnis kam eines Abends ein Wachtmeister von meiner ehemaligen Kompanie. Er trat in die Zelle ein und setzte sich auf eine Pritsche. Er tat sehr freundlich und nett. Er fragte nach meinem Befinden und ob für mich ein Gnadengesuch eingereicht worden sei. Ich wusste von einem solchen jedoch nichts. Dann teilte er mir mit, dass er mich am nächsten Tag zu einer Gerichtsverhandlung nach München bringen müsse und dass ich dort wahrscheinlich freigesprochen würde. Er redete so salbungsvoll auf mich ein, dass ich mich fast auf den nächsten Tag freute. Am selben Abend traf ich noch Pater Polykarp und erzählte ihm die Neuigkeit. Er versprach mir, mich in sein Gebet einzuschliessen, und gab mir den Segen. Nach dem Abendessen kroch ich gleich unter die Decke, denn am Morgen hiess es früh aufstehen. Ich konnte aber natürlich nicht gleich einschlafen, denn ich hatte doch vor dem nächsten Tag Angst. Ich musste auch an die anderen drei Kameraden denken, die vor mir weggebracht worden waren. Am Morgen, es war der 15. Dezember, wurde ich um sechs Uhr geweckt. Man gab mir meinen Koffer. Um halb sieben Uhr mussten wir auf dem Bahnhof sein. Der Wachtmeister führte ziemlich viel Gepäck mit sich, und so half ich ihm natürlich. Es war kalt, und der Weg zum Bahnhof weit. Kaum waren wir eingestiegen, fuhr der Zug auch schon ab. Im Abteil fühlte ich mich völlig frei, obwohl der Wachtmeister neben mir sass. Er hatte eine

Zeitung in der Hand und las darin. Er rauchte eine Zigarette, und ich durfte auch eine rauchen. Es fiel niemandem auf, dass ich ein Gefangener war. Weil er mir so viel Freiheit liess, schenkte ich ihm mein volles Vertrauen. Ich glaubte wirklich, dass ich nach München zu einer Verhandlung käme, wie er mir versichert hatte. So dachte ich auch nicht daran zu fliehen. Ich sann nur nach, was wohl mit den anderen drei passiert war, ob ich sie noch einmal sehen konnte oder ob man sie bereits aus der Welt geschafft hatte. Ich hoffte, mir würde es besser ergehen. In Meran hielt der Zug. Der Wachtmeister stieg mit einigen Fahrgästen aus und bat mich, auf das Gepäck aufzupassen. Er wollte in der Bar einen Kaffee trinken. Ich blieb also allein auf meinem Platz sitzen. Die zwei älteren Frauen, die mir gegenüber sass, hatten sicher nicht einmal bemerkt, dass ich ein Gefangener des Offiziers war. Mir kamen viele Fragen und Gedanken: Was soll das alles bedeuten? Vielleicht erwartet mich draussen der Begleiter mit der Pistole in der Hand? Wo soll ich hingehen? Es liegt viel Schnee, man würde mich bald aufspüren und festnehmen. Dies wäre dann das endgültige Aus. Ich erinnerte mich wieder an das, was mir mein Begleiter am Vorabend versichert hatte. Während ich grübelte, setzte sich der Zug in Bewegung. Mein Begleiter war noch nicht zurückgekehrt. Ich war fest entschlossen zu fliehen, sollte ich in Bozen noch ohne Bewachung sein. Aber da sah ich auch schon den Wachtmeister kommen. Sein erster Blick fiel auf mich. Er sagte, er hätte um ein Haar den Zug versäumt und sei noch auf den letzten Waggon aufgesprungen. Er habe sich eine Zeitung gekauft. Der Zug fuhr weiter. Bald hielt er wieder. Was war los? Natürlich Fliegeralarm. Es

dauerte nicht lange, und man hörte die feindlichen Flieger und die Schüsse der Flak. Gleich darauf regnete es schon Bomben auf Bozen. Wir kamen sehr langsam weiter. Von Schlanders bis zum Brenner brauchten wir zwölf Stunden. Um sieben Uhr abends kamen wir an der Grenze an. Bis dahin war alles gut gegangen. Am Brenner fing für mich der eigentliche Leidensweg an. Der Zug wurde schon vor der Station angehalten. Es hiess, er könne nicht mehr weiterfahren, weil der Bahnhof zerbombt sei. Der Strom war ausgefallen, nur einige Laternen- und Taschenlampen leuchteten. Mein Begleiter musste sehen, wie wir weiterkamen. Es war sehr kalt, und ich war für den Winter nicht ausgerüstet. Aber schliesslich erreichten wir doch Innsbruck. Dort sah man viele zerstörte Häuser. Vor uns auf der Strasse lag ein Blindgänger. Wir mussten wieder warten, bis die Strasse notdürftig geräumt war. Die Stadt war an diesem Tag schwer bombardiert worden. Viele Häuser waren eingestürzt, darunter auch ein Teil der Kaserne, in die ich eingeliefert wurde. Als wir ans Kasementor kamen, meldete sich mein Begleiter bei der Wache und sagte, dass er mich am nächsten Tag in der Früh wieder holen werde. Jetzt übernahm mich ein SS-Offizier. Er schrie mich gleich an und fragte mich, ob ich ein Schuster sei. Ich solle sofort den Fetzen – er meinte meinen blauen Schurz, den ich als Sarnier trug – verschwinden lassen. Natürlich zog ich ihn aus und steckte ihn in die Jackentasche. Ich musste ihm voran weit über Stiegen hinaufgehen, bis wir zu einem langen Gang kamen, wo rechts und links viele Türen zu sehen waren. An jeder Tür befand sich ein kleines Guckloch. Das war mir schon von Schlanders her bekannt. Im Gang war

alles blitzsauber und hell beleuchtet. Vor der dritten oder vierten Tür rechts musste ich halten. Der SS-Mann sperrte auf und schubste mich in die Zelle. Er rief mir noch nach: «Unterhalte dich mit dem Schwein da drinnen!» Hinter mir fiel die Tür ins Schloss. Was ich sah, war schrecklich. Ein Mann von ungefähr fünfunddreissig Jahren sass in der Zelle und war am Boden angekettet, mit zerrissenen Kleidern, zerzausten Haaren und von Schmerz und Angst verzerrtem Gesicht. Er zitterte am ganzen Körper. Er blickte mich so traurig und hilflos an, dass mir die Tränen kamen. In der Zelle war es halbdunkel. Es standen weder eine Pritsche noch ein Stuhl im Raum. Auf dem Boden lag ein wenig Stroh. Ich setzte mich neben den Mann und sah, dass er an den Handgelenken blutete. Er bat mich, die Handschellen ein wenig zu lockern. Ich tat es so, dass es nicht auffiel. Dann erzählte er mir, wie es ihm ergangen sei. Er war vom Militär geflohen und hatte sich in der Nähe von Innsbruck im Wald aufgehalten. Dort war er von der Polizei aufgespürt und ins Gefängnis gebracht worden. Jetzt sass er an einem im Boden befestigten Ring ganz eng angekettet. Um elf Uhr war die Sirene gegangen. Er hatte gehört, wie die Zellentüren aufgemacht wurden und auf dem Gang ein Laufen und Schreien begonnen hatte. Nur seine Tür blieb geschlossen. Es hatte nicht lange gedauert, bis er die ersten Flieger hörte. Dann waren auch schon die Bomben gefallen. Plötzlich habe es einen fürchterlichen Krach getan, der Luftdruck habe das Fenster eingeschlagen, die Glasscherben seien herumgeflogen. Ihm habe es einen heftigen Stoss versetzt. Alles habe zu wackeln begonnen, und er habe gedacht, das ganze Gebäude würde bald einstürzen. Endlich habe es Entwarnung gegeben.

Ich richtete mir in einer Ecke ein wenig Stroh zusammen, legte mich hin, konnte aber nicht schlafen. In der Zelle war es kalt, und wir hatten keine Decken. Nun reute es mich erstmals, dass ich in Meran nicht zu fliehen versucht hatte. Wenn ich an meinen Zellenkollegen dachte, war ich aber mit meinem Schicksal noch zufrieden. Der Mann konnte seine Stellung überhaupt nicht ändern und sich auch nicht hinlegen. Auf dem Gang draussen hörte man die Wache auf und ab gehen. Ich schlief erst spät in der Nacht ein, wachte aber immer wieder auf und hörte meinen Kollegen laut stöhnen. Ich glaube, er weinte. Er hatte wohl allen Grund dazu. Um sechs Uhr früh wurde es vor der Zelle lebendig. Man hörte Türen auf- und zusperren. Wahrscheinlich wurden die Zellen gereinigt, die Betten gemacht und der Kaffee ausgeteilt. Vor unserer Zelle rührte sich aber gar nichts. Ich hoffte nur, von meinem Begleiter baldigst wieder abgeholt zu werden. Aber mein Hoffen zog sich sehr in die Länge. Mein Zellenkollege wurde immer unruhiger. Er fürchtete, es würde bald wieder Bombenalarm geben. Nun bekam ich auch Angst, im Gefängnis von Bomben erschlagen zu werden. Ich betete immer wieder, der Herrgott möchte mich verschonen. Um ungefähr zehn Uhr heulten wirklich die Sirenen. Im Gang draussen wieder Schreien und Laufen. Zellentüren wurden aufgemacht und zugeschlagen, ein Laufen durch den Gang und die Stiegen hinunter. Ich hörte eine Stimme rufen: «Sind alle herunter?» Ich klopfte einige Male an die Tür, aber es war ganz umsonst. Es wurde unheimlich still. Dann hörte man von Weitem die Flugzeuge brummen und immer näherkommen. Ein Donnern und Krachen setzte ein, der Boden wackelte, immer wieder kam ein Windstoss.

Ich fürchtete, es müsse gleich das ganze Gebäude zusammenfallen. Ich stellte mir schon vor, wie ich mit Balken und Mauerbrocken in die Tiefe stürzen und dort irgendwo zerschmettert meine letzten Schnaufer machen würde. Noch schlimmer stellte ich mir aber vor, wenn man zwischen den Mauern eingeklemmt würde und ohne Rettung langsam dem Tod entgegenginge. Ich weiss heute nicht mehr, wie lange der Alarm gedauert hat. Mir kam es unendlich lange vor. Endlich wurde wieder Entwarnung gegeben. Nach einiger Zeit hörte man auf dem Gang wieder Schritte. Wir beide waren froh, so gut davongekommen zu sein. Wenn man sich dem Tod so nahe glaubt, schätzt man das Leben erst richtig. Im Gang wurde das Essen ausgeteilt, aber an unserer Tür gingen sie vorüber. Unsere Reiseverpflegung hatte mein Begleiter, und dieser wollte einfach nicht kommen. Ich vermutete, er würde mit mir nicht weiterfahren können, weil vielleicht alle Strassen und die Bahnlinien bei Fliegerangriffen zerstört worden seien. Stunde um Stunde verrann. Am Nachmittag hörte ich endlich die Stimme des Wachtmeisters. Ich freute mich auf das Fortgehen. Mit einem freundlichen Blick verabschiedete ich mich von meinem Zellenkollegen. Ich hatte sehr viel Mitleid mit ihm, denn für ihn gab es wohl keine Hoffnung mehr. Ich glaube, ich habe ihn nach dem Krieg auf einem Bild wiedererkannt, und zwar, wie er gerade erhängt wurde. Mein Begleiter und ich fuhren mit der Bahn nach Hall. Da es schon wieder Abend war, brachte er mich ins Gefängnis zum Übernachten. Die Zelle war sehr sauber. Es befanden sich ein Tisch, zwei Stühle und eine Pritsche mit Strohsack und mit zwei Decken darin.

Mein Begleiter versorgte mich reichlich mit Essen. Der Gefängniswärter erschien mit einer Schale voll Erbsensuppe und genügend Brot. Natürlich ass ich alles auf. Der Wachtmeister hatte seine Familie in Hall und wollte sie besuchen. Bevor ich mich am Abend hinlegte, kam er noch einmal und fragte mich, ob ich mir etwas wünsche. Er erzählte mir lange von seiner Familie. Ich bemerkte auch, dass er mir etwas sagen wollte, aber es einfach nicht herausbrachte. Zögernd fragte er mich schliesslich, ob ich Geld oder sonstige Wertsachen bei mir hätte. Er riet mir, sie ihm abzugeben. Auf meine erstaunte Frage hin brachte er mir sehr schonend bei, dass er mich nach Dachau bringen müsse, dort würden sie mir sowieso alles abnehmen. Er fragte, ob ich noch heimschreiben wolle. Ich bejahte, und er brachte mir Briefpapier und Schreibzeug. Ich übergab ihm eine Brieftasche mit achthundert Lire, ein paar Fotos, einen Brief, den mir meine Mutter geschrieben hatte, Feuerzeug, Tabakdose und Uhr. Er nahm die Sachen und versprach mir, alles nach Hause zu schicken. Die Zigaretten und ein paar Zündhölzer und den Rosenkranz versteckte ich in meinem Jackenärmel. Jetzt ging mir endlich das Licht auf. Der Wachtmeister hatte mir das Ziel der Reise wohl verheimlicht, weil er einen Fluchtversuch gefürchtet hatte, wenn er es mir schon in Schlanders genannt hätte. Aber er war doch ein guter Mensch. Der Brief, den ich schrieb, lautete so:

«Hall, am 16.12.44

Liebe Eltern! Ich möchte Euch noch ein paar Zeilen schreiben. Ich befinde mich auf dem Weg nach Dachau, und bin seit 2 Tagen von Schlanders weg. Gestern habe ich in Innsbruck übernachtet und dort habe ich Schreckli-

ches gesehen und erlebt. Den heutigen Tag habe ich im Gefängnis in Innsbruck mit Angst und Verzweiflung unter Bombenhagel erlebt, und jetzt befinde ich mich in Hall im Gefängnis zum Übernachten. Inzwischen hab' ich mir ausdenken können, was 10 Jahre KZ Dachau für mich bedeuten, da mir mein Begleiter vorher ungefähr zu verstehen gab, was ich zu erwarten hätte. Er gab mir noch die Gelegenheit, Euch zu schreiben. Ich möchte Euch Eltern und allen Wohltätern recht herzlich für alles danken, lebt wohl, auf ein Wiedersehen daheim oder in ... Bitte, betet für mich, und grüsst mir alle, die um mich fragen. Euer Sohn Franz.»

In der Nacht dachte ich viel an daheim, an meine Eltern und Geschwister, an alle guten Freunde. Ich hegte keine Hoffnung mehr auf eine Heimkehr. Der Brief schien mir der Abschiedsgruss für immer. Ich begann zu beten, bis ich nach einer Weile am Tisch fast einschlief. Dann legte ich mich hin. Als ich am nächsten Morgen erwachte, war es schon hell, wie ich durch das kleine, enge, vergitterte Fenster sehen konnte. Etwas später brachte der Wärter das Frühstück, Kaffee und Brot, und eine Schüssel voll Wasser zum Abwaschen. Er sprach kein Wort und riegelte die Tür wieder ab. Am späten Vormittag holte mich der Wachtmeister ab. Am Bahnhof stiegen wir in ein Abteil erster Klasse, in dem sich etliche SS-Offiziere ziemlich laut über die politische Lage unterhielten. Wir setzten uns in eine Ecke, mein Begleiter zündete sich eine Zigarette an. Als er sah, dass ich ebenfalls rauchen wollte, gab er mir einen festen Stoss und sagte, ich dürfe in Gegenwart der Offiziere nicht rauchen. Für mich wäre es verboten.

Ein SS-Offizier fragte meinen Begleiter, wohin er mich bringe. Dieser antwortete fast zögernd, nach Dachau. Jetzt blickten mich alle an, und einer fragte mich, was ich ausgefressen hätte. Ich antwortete: «Ich bin nicht zur rechten Zeit eingerückt.» Er antwortete: «In Dachau werden Sie schon lernen, Befehle zu befolgen.» Immer klarer wurde mir, dass ich in Dachau nichts Gutes zu erwarten hätte. Der Zug hielt bald an, es fielen wieder Bomben. Erst spät am Nachmittag näherten wir uns München. Man sah schon von Weitem, dass die Stadt brannte. Sie war gerade an diesem Tag schwerstens bombardiert worden. Am Bahnhof stiegen wir aus. Dort herrschte ein totales Durcheinander. Der Wachtmeister fragte einen Polizisten etwas, was ich nicht verstand. Dieser ging uns voran über Steine und Geröll von eingestürzten Häusern durch eine Strasse bis zu einem grossen Gebäude. Dort durfte ich aufs Klosett gehen und musste dann in den Abstellraum hinein. Hinter mir wurde die Tür versperrt. Ich sah mich um. Es waren Putzgeräte da und ein Hocker zum Sitzen. Wie ich gleich vermutet hatte, war dies mein Nachtquartier. Ich setzte mich auf den Hocker und wollte mich an die Mauer lehnen. Sie war aber feucht und kalt. Auf den Boden legen konnte ich mich auch nicht, weil er aus Beton und noch dazu nass war. Ich nahm also meinen Kopf in die Hände und stützte diese auf die Knie. So sass ich da wie ein Häufchen Elend. Ich zitterte vor Kälte. Aber noch schlimmer war die Angst vor dem, was mir bevorstand. Dieses Angstgefühl wurde ich bis zu meiner Befreiung am 29. April 1945 nie los.

Ich wollte schlafen, um wenigstens für kurze Zeit zu vergessen, was ich in den letzten drei Tagen erlebt hatte. Aber wer kann in einer solchen Situation schlafen? Ich

döste so dahin und fing an zu beten. Das war das Einzige, was mir Trost und gab. Wie lange so eine Nacht dauert, kann sich kaum jemand vorstellen. Doch auch sie verging. Ich schreckte auf, als ich Schritte hörte. Die Tür wurde aufgesperrt und der Wachtmeister brachte Tee und ein Stück Brot. Er liess mich allein beim Essen. Dann holte ich meinen kleinen Koffer und folgte ihm. Wir kamen ins Freie, der Himmel war wolkenlos, aber es war sehr kalt. Wir gingen durch die zerstörten Strassen zum Bahnhof und suchten den Zug, mit dem wir weiterfahren sollten, weiterfahren ... nach Dachau. Wir stiegen ein, und nach längerem Warten fuhr der Zug ab. In meinem Abteil sassen einige ältere Frauen und Soldaten. Es wurde nicht gesprochen. Wir erreichten Allach, eine Ortschaft zwischen München und Dachau. Sie war am Vormittag schwer bombardiert worden. Der Zug hielt an, ein paar Menschen stiegen aus. Nun sah ich neben dem Bahnhofsgelände einige Arbeiter mit gestreiften Anzügen beim Aufräumen. Daneben standen SS-Posten. Das waren also die Häftlinge von Dachau. Der Zug kam nur langsam vorwärts und hielt immer wieder an. Wir kamen zu einer Abzweigung, links ging es in die Stadt Dachau, rechts ins Konzentrationslager. Wir bogen rechts ab. Man sah von Weitem schon Häuser und Baracken. Wir fuhren an einigen Baracken vorbei, dann hielt der Zug. Es gab keinen Bahnhof, das Bahngleis hörte hier auf. Wir stiegen aus. Mein Wachtmeister fragte einen der SS-Männer, die aus einem anderen Abteil herauskamen, nach dem Weg ins Lager. Dieser zeigte gerade auf das Lagertor. Als wir dort anlangten, marschierte gerade eine Häftlingsgruppe von acht bis zehn Mann im zackigen Gleichschritt zum Tor heraus. Sie wa-

ren alle sehr mager und blass im Gesicht, ganz kurz geschoren, die gestreiften Anzüge hingen an ihnen herab, als ob sie leer wären. An den Füßen trugen sie alle Holzschuhe. Links und rechts marschierten SS-Männer. Ein trauriger Anblick, besonders für mich. Ein SS-Mann am Lagertor fragte, was wir wollen. Mein Begleiter überreichte ihm einen Brief. Als er ihn gelesen hatte, schickte er uns zu einem anderen Tor. Wir gingen die Lagermauer entlang, die sehr hoch und mit einem elektrisch geladenen Stacheldrahtzaun versehen war. Wir kamen zum Tor, da es aber nicht aufgemacht wurde, mussten wir wieder den gleichen Weg zurückgehen. Der SS-Mann von vorhin sagte zu meinem Begleiter, er könne jetzt gehen, er werde sich schon um mich kümmern. Ich schaute den begleitenden Wachtmeister noch einmal fest an. Es war ein stummer, trauriger Abschied.

DAS LAGERLEBEN IN DACHAU

Der Eingang ins Lager führte unter einem Haus durch, dem sogenannten Jourhaus. Auf dem Haus war eine Uhr angebracht, es war gerade halb zwölf Uhr. Auf dem Tor stand gross geschrieben: «Arbeit macht frei.» Wir traten durch das Tor, das gleich wieder geschlossen wurde. Wir bogen rechts ein, an einer Baracke vorbei kamen wir zu einem Raum, in den mich der SS-Mann hineinschob. Dort warteten schon zwei Häftlinge auf mich. Ich musste gleich die Kleider ausziehen. Der eine brachte einen Papiersack, in den er die Kleider verpackte, der andere schrieb genau auf, was in den Sack gesteckt wurde. Sogar die Halskette musste weg. Der Sack wurde zugeknüpft und dann mit Namen und genauer Adresse beschriftet. Die Socken sowie die Hosenträger durfte ich behalten. Dann wurde ich überall ganz kahl geschoren, wahrscheinlich wegen der Läusegefahr. Bei dieser Enthaarung durfte man nicht zimperlich sein. Nicht wenige Haare wurden einfach ausgerissen. In einem anderen Raum wurde ich dann von allen Seiten fotografiert. Es wurde alles genau aufgeschrieben: Name, Geburtsdatum, Staatsbürgerschaft und Glaubenszugehörigkeit. Als ich «katholisch» sagte, machte der SS-Mann gleich eine spitze Bemerkung: «Jetzt werden wir dich einmal anders beten lehren.» Man gab mir ein ganz abgenutztes Hemd und eine Unterhose. Als ich mich in einem grossen Spiegel sah, musste ich doch noch lachen. Der SS-

Mann führte mich zum Bunkerbau durch einen langen Gang mit vielen Türen. Ich sah mich um. In der Zelle befanden sich ein Stockbett ohne Strohsack und Decke, ein Klosett, ein kleines Waschbecken und ein Heizkörper. Die Zelle war blitzsauber. Ein Parkettboden, glatte weisse Wände und Decke, ein schmales Kippfenster und vor ihm ein ganz enges Eisengitter. Das Stockbett war mit Holzbrettern durchzogen, aber in der Mitte war ein Querholz eingebaut, welches das Liegen fast unmöglich machte. Der Raum war etwa drei Meter lang, zwei Meter breit und zweieinhalb Meter hoch. Man erfror nicht, aber man fror. So stand ich eine Weile da, kahlgeschoren, ausgehungert, fast nackt. Es war der 18. Dezember. Ich setzte mich auf das Klosett. Das war der einzige Ort, wo ich normal sitzen konnte. Wir Kriegsdienstverweigerer waren von der grossen Masse der Gefangenen durch das Wirtschaftsgebäude, die Küche und die Waschräume getrennt. Wenn man von der Bunkerzelle wegkam, wurde man in eine am Ende des Arresthofes an den Bunker angebaute Baracke gebracht und kurze Zeit später in ein Aussenlager transportiert. Die Behandlung, die man uns dort angedeihen liess, war kaum besser, eher schlechter als im restlichen Lager. Deswegen nannten uns die Häftlinge, wenn sie uns durch das Lager tor ein- oder ausgehen sahen, auch die Knochenmänner. In dieses Lager wäre auch, wie ich heute weiss, Josef Mayr-Nusser gekommen, wenn er nicht auf der Fahrt hungers gestorben wäre. Wie ich so in der Bunkerzelle sass, wurde eine Tür aufgesperrt, und eine schrille Stimme rief: «Komm heraus!» Ich hörte ein paar dumpfe Schritte, die Tür wurde wieder zugemacht. Ich sah, dass jemand an

meiner Tür durchs Guckloch hereinschaute. Gleich darauf wurde auch bei mir aufgesperrt. Ein SS-Mann stand vor dem Türeingang. Ich war schon aufgesprungen und stand in Habtachtstellung mitten in der Zelle.

Ich sollte herauskommen, ich lief schnell und stand schon auf dem Gang draussen, mir gegenüber sah ich einen Mann in gleicher Aufmachung. Wir beide mussten mit der Wache voran in schnellem Tempo zur Ausgangstür gehen. Dort befand sich rechts ein kleiner Waschraum. Wir holten Besen, Eimer mit Wasser und Lappen. Ich nahm rasch Besen und Kehrschaufel in die Hand, weil ich dachte, die Arbeit mit diesen sei leichter als das Aufwischen. Sofort schrie mich der Wachmann an: «Sie Faulpelz, Sie dreckiger! Sie werden schon noch lernen, was man zuerst anfasst.» Schon haute er mir auch eine herunter. Dann riss er mir den Besen aus der Hand und befahl mir, in die Hocke zu gehen, die Hände vor mir ausgestreckt. Er legte mir den Besen in die Hände. So musste ich den ganzen Gang zweimal auf und ab hüpfen. Ich war zum Schluss total fertig und musste den Besen dem Kollegen geben. Ich erhielt einen Eimer mit Wasser und einen Lappen. In kurzer Zeit putzten wir den ganzen grossen Gang, dann mussten wir wieder in die Zelle zurück. Als ich allein in der Zelle war und Zeit zum Denken fand, wurde mir bald bewusst, was ich vorher falsch gemacht hatte: Man musste sich immer auf die harte Arbeit stürzen, dann wurde man eher einer leichteren zugewiesen. Auf einmal hörte ich Schritte und das Geklapper von Eimern und Löffeln. Die Schritte kamen immer näher zu meiner Tür. Man sperrte das Klapploch auf und liess es herunter, sodass es einen kleinen Tisch darstellte, und legte das Ess-

geschirr darauf. Ich nahm das Essen. Mein Hunger war natürlich gross, denn seit ungefähr acht Uhr in der Früh hatte ich nichts mehr gegessen. Fast andächtig verzehrte ich ungefähr einen halben Liter ganz dünner Erbsensuppe. Als ich fertig gegessen hatte, spürte ich den Hunger noch mehr als zuvor. Aber an solche Kleinigkeiten gewöhnte man sich mit der Zeit.

Ich war sehr müde, wagte es aber nicht, mich hinzulegen, bevor das Licht ausgemacht worden war. Endlich wurde es dunkel, ich legte mich ohne Decke auf den Boden und sprach noch mein Abendgebet. Dann schlief ich ein.

Dies war mein erster Tag in Dachau.

Am nächsten Morgen, ungefähr um sieben Uhr, hörte ich auf dem Gang schon die Essensverteiler. Man schöpfte mir in die Aluminiumschale halbvoll Milchkaffee. Ich blieb stehen, weil ich hoffte, auch noch Brot zu erhalten. Aber der Mann mit der Kaffeekanne brüllte mich an: «Auf was wartest du noch, etwa auf das Brot? Verschwinde sofort, sonst nehme ich dir auch noch den Kaffee weg.» Ich trank den Kaffee, spülte die Schale aus und wusch mir auch das Gesicht. Zum Abtrocknen hatte ich nur das Hemd. Da setzte ich mich wieder auf den Klosettdeckel. Ein paar Stunden vergingen. Dann näherten sich wieder Schritte. Eine Tür wurde aufgesperrt, und man musste hinauslaufen. Dann öffnete man auch meine Tür, ich musste ebenfalls auf den Gang hinaus. Das Putzen ging wieder los. Diesmal klappte es für mich besser. Ich stürzte mich gleich auf Eimer und Lappen und holte Wasser, während der andere vor mir kehrte. In kurzer Zeit hatten wir den Boden saubergemacht. Als wir die Putzsachen in den Waschraum trugen, hörten wir draussen plötzlich Schreien

und Schimpfen. Im selben Augenblick kamen zehn bis zwölf Männer im Laufschrift herein. Sie waren alle gleich ausgerüstet: kahlgeschoren, barfuss, in Hemd und Unterhose wie wir. Hinter ihnen liefen zwei SS-Männer, die immer wieder mit Gummiknüppeln auf sie einschlugen. Aus den Hilferufen und Flüchen der Geschlagenen erkannte ich sofort, dass es sich um Italiener handelte. Die Neuankömmlinge wurden durch eine Tür hereingestossen, und auch mich brachte man wieder in die Zelle zurück. An die Wache, welche mich durch das Guckloch beobachtete, gewöhnte ich mich bald. Nach einer Weile hörte ich vor meinem Fenster im Hof Arbeitergruppen vorbeimarschieren, wahrscheinlich begaben sie sich zum Mittagessen in ihre Baracken. Auch ich freute mich auf das Essen. Ich stellte mich an die Tür und wartete auf das Öffnen der Klappe. Eine Weile stand ich da, bis mir schliesslich klar wurde, dass hier der Leitsatz galt: «Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.» In unserer Zellenreihe wurde kein Essen verteilt. Ich hatte wieder viel Zeit zum Nachdenken. Ich war sicher, dass Hitler den Krieg verlieren würde. Mich plagte aber die Sorge, was sie mit uns machen würden vor der Befreiung. Die Heimkehr erschien mir immer unwahrscheinlicher. Am späten Nachmittag wurde es wieder lebendig, die Tür nebenan wurde aufgesperrt, eine schrille Stimme schrie: «Zwei Mann heraus.» Von den Italienern, die dort drinnen waren, rührte sich niemand. Sie hatten wohl nichts verstanden. Nach ein paar schnellen Schritten klatschten schon die Ohrfeigen. Zwei Männer wurden hintereinander auf den Gang hinausgeworfen. Dann ging es erst richtig los. Der Wachmann schrie, schimpfte und schlug selbst. Als er sich ein wenig beruhigt hatte, musste

noch der Gang geputzt werden. Von da ab war das Gangputzen die Arbeit der Italiener. Inzwischen war die Nacht hereingebrochen. Die Arbeitskolonnen rückten ins Lager ein. Mit Bärenhunger verschlang ich mein Abendessen, eine Rote-Rüben-Suppe. Ich schleckte die Schüssel so sauber aus, dass ich sie gar nicht mehr zu reinigen brauchte. Aber durch das Essen wurde der Hunger nur immer grösser. Als das Licht ausging, legte ich mich wieder auf den Boden, möglichst nahe an den kleinen Heizkörper, der an der Wand angebracht war und bei dem man sich bei Gott nicht verbrennen konnte. Das Einschlafen wollte mir aber nicht recht gelingen. Ich fror, es war ja Winter, und ich hatte keine Decken. Zur Kälte gesellte sich noch die Angst vor dem nächsten Tag. Ungefähr um sechs Uhr gab es wieder Frühstück. Der Kaffee schmeckte sehr gut, obwohl er nur ein trübes Wasser aus gebrannter Gerste und ohne Zucker war. Das Mittagessen blieb natürlich wieder aus. Am späten Nachmittag erschien ein SS-Mann und übergab mir meine Socken und die Lederhosenträger. Ich musste mit dem Mann zum Zellenbau in die angebaute Baracke. Drinnen befand sich gleich rechts die Bekleidungskammer. Zwei Häftlinge sortierten gerade Kleider aus. Der Wachmann befahl ihnen, mir Kleider zu geben und mich auf Stube zwölf zu bringen. Dann entfernte er sich. Ich zog mir die Kleidungsstücke, die man mir hingeworfen hatte, gleich an. Zu meiner Überraschung waren die Hose und die Jacke nicht gestreift, es handelte sich vielmehr um ein italienisches Militärgewand, auf welchem mit weisser Farbe gross die Buchstaben «KZ» aufgemalt waren. Ich erhielt noch eine Mütze, Schuhe und eine Decke. Auf Stube zwölf übergab man mich dem Stubenältes-

ten. Dieser erklärte mir die Stubenordnung und befahl mir, sie ganz genau einzuhalten, denn jedes Vergehen werde streng bestraft. Er wies mir einen Platz zu, auf den ich meine Sachen legen konnte. Es war meine Pritsche. Erst jetzt hatte ich Zeit, mich umzusehen. Hinter der Tür stand ein Tisch, daneben zwei Stockbetten. Rechts waren zwei andere zweistöckige Betten. Auf der linken Seite sah es genauso aus, insgesamt gab es also zwölf Betten. Auf den Pritschen lagen Strohsäcke. Ich setzte mich hin, so gut es ging.

Aufrecht sitzen konnte man auf den Betten nicht. Als der Stubenälteste hinausgegangen war, wurde ich von Kollegen vorsichtig gefragt, woher ich komme und warum ich hier sei. Langsam erfuhr ich, dass wir aus fünf verschiedenen Ländern stammten: Italien, Österreich, Deutschland, Russland, Schweiz. Wir hatten alle das gleiche Vergehen begangen. Im Gang unserer Baracke hörte man eine schrille Pfeife. Alle Stubenältesten mussten zum Eingang eilen. Dort übergab man ihnen ein Kommissbrot und ein Stück Fett. In der Stube wurde das Essen auf zwölf Leute aufgeteilt. Die dünne Brotschnitte mit dem Fett bedeutete für mich ein Festessen. Nie zuvor hatte mir Brot so gut geschmeckt. Aber leider war es sehr wenig. Das Gespräch in der Stube ging natürlich über das Essen, dann sprach man aber vorsichtig auch von der Politik. Wenn der Pfiff ertönte, mussten wir auf dem Gang antreten. Es wurde abgezählt, dann kehrten wir wieder in die Stuben zurück. Ich freute mich schon auf das Schlafen, auf den Strohsack mit der Decke. Nach einem neuen schrillen Pfiffkrochen alle in die Betten. Ein paar SS-Männer gingen durch die Stuben, der Stubenälteste musste noch aufbleiben und die genaue Zahl der Häftlinge melden. Wir mussten dann noch

die Füße zeigen. Es wurde genau kontrolliert, ob sie auch sauber wären.

In der Stube nebenan ging auch gleich das Geschrei los. Man hörte Ohrfeigen klatschen. Die von nebenan mussten auf den Gang hinauslaufen. Dort musste man in der Hocke einige Male den ganzen Gang auf und ab hüpfen, dann im Waschraum die Füße waschen und auf schnellstem Wege wieder zurück zu den Betten laufen. Ob die Füße jetzt sauber waren oder nicht, das war für die Wachen wohl uninteressant. In unserer Stube schien alles in Ordnung zu sein. Nach der Kontrolle wurde das Licht ausgeschaltet. Wir konnten endlich schlafen. Am nächsten Tag am frühen Morgen ertönte wieder die schrille Pfeife, und eine Stimme rief: «Alles aus den Betten.» Wir liefen ohne Hemd zum Abwaschen, der Waschraum lag am Ende der Baracke. Man musste sich sehr beeilen, damit man einen Wasserhahn und ein Klosett erwischte. Hin und zurück ging es immer im Laufschrift. Das Bettenmachen bedeutete für uns keine grosse Arbeit. Der Strohsack war ja schnell aufgeschüttelt und die Decke auch bald zusammengefaltet. Sie mussten aber alle ganz gleich gefaltet sein. Die Schuhe kamen vor die Pritsche. Überall herrschte peinlichste Ordnung. Je einer pro Stube musste Kaffee holen und verteilen. Wenn etwas übrigblieb, erhielt jeder noch zusätzlich ein paar Tropfen. Der Milchkaffee schmeckte köstlich. Brot gab es aber erst am Abend. Einer von uns musste die Stube kehren. Das Aufräumen war immer eine Strafarbeit. Es gab die verschiedensten Lagerstrafen. Die geringste waren zwanzig Kniebeugen. Schlimmer war es schon, wenn man dabei einen Stuhl in den Händen halten musste. Dann gab es die zwanzig Liegestützen: wenn einer dabei den Boden berührte, musste

er von vorne beginnen, bis der eine oder andere erschöpft am Boden liegen blieb. Der Arme erhielt dann seine Portion Fusstritte und Ohrfeigen. Bei den Ohrfeigen musste man strammstehen. Wer zuckte oder ausweichen wollte, der bekam noch eine grössere Tracht Prügel. An diesem Tag traf es unsere Stube, den Gang zu putzen. Zum Glück kam die Reihe nicht an mich, denn es dauerte nicht lange, bis sich draussen Geschrei erhob. Einer der Putzer wurde von einigen Männern in die Stube hereingeschleift und ganz wild geschlagen. Die Männer schrien: «Der hat Brot gestohlen, wir erschlagen ihn, an den Bock mit ihm.» Unter Bock konnte ich mir noch nichts vorstellen, aber ich sollte gleich erfahren, was damit gemeint war. Der Mann wurde auf den Tisch geworfen, man zog eine Decke über seinen Körper und hielt ihn dann an Armen und Beinen fest. Zwei andere Männer schlugen abwechselnd auf das Gesäss des Mannes ein. Der Arme musste selbst laut bis fünfundzwanzig zählen. Anschliessend musste er noch einige Zeit vor seiner Pritsche strammstehen. Von unserer Baracke brauchte vorläufig niemand zur Arbeit. Das Weihnachtsfest näherte sich. Wir waren sehr gespannt, ob wir irgendein Weihnachtszeichen zu sehen oder zu hören bekommen würden. Die meisten glaubten nicht daran. Aber am Heiligen Abend wurde in der Ecke im Gang ein kleinerer Baum aufgestellt, der mit bunten Papierstreifen verziert war, aber keine christlichen Zeichen trug. Zu unserer Überraschung gab es am Weihnachtstag zu Mittag anstatt der üblichen Krautsuppe drei Pellkartoffeln und ein wenig Fleischsosse. Für uns war dies wirklich ein Festessen. In Gedanken weilte aber wohl jeder bei seinen Lieben

daheim. Solche Weihnachten im Konzentrationslager wird niemand vergessen. Ich hatte gehofft, bis Weihnachten würde der Krieg zu Ende sein. Ich betete jeden Tag um den Frieden, ergab mich aber dem Willen Gottes. Natürlich stellt man sich an solchen Feiertagen die trübseligsten Fragen: «Werde ich noch einmal daheim Weihnachten feiern? Wie wird es weitergehen? Muss ich vielleicht, wie viele andere in Dachau, wegen Hunger, Krankheit oder Totschlag mein Leben lassen?» Nach solchen Gedanken half nur eines, nämlich das Beten. Sonst wäre ich wohl verzweifelt. Am 26. Dezember wurde uns mitgeteilt, dass wir in ein anderes Lager, nach Hersbruck, gebracht würden. Ich glaubte zunächst, falsch verstanden zu haben. Ich hatte Innsbruck verstanden. Aber leider hiess der Ort wirklich Hersbruck, nahe Nürnberg, und nicht Innsbruck. Manche freuten sich, von hier wegzukommen, manche jedoch wollten wissen, in anderen Lagern sei das Leben noch schlimmer. So sahen wir der Zukunft mit Sorge entgegen.

WEITER NACH HERSBRUCK

Am 27. Dezember in der Früh kam der Befehl zum Abmarsch. Das hiess Schuhe anziehen und mit Esstopf und Löffel im Gang antreten. Es wurde die ganze Baracke geräumt. Wir mussten der Reihe nach an der Küche vorbeimarschieren, wo jeder eine Scheibe Kommissbrot, ein Stück Wurst und ein Stück Margarine erhielt. Keiner hatte eine Ahnung, wie lange diese Verpflegung reichen sollte. So marschierten wir mit dieser kostbaren Verpflegung in der Hand beim Lagertor hinaus. Draussen in der Nähe stand schon der Zug bereit. Wir wurden auf Viehwaggons geladen, ungefähr dreissig Mann pro Wagen. Dann wurde das Tor geschlossen und fest verriegelt. Im Waggon war auf einer Seite ganz oben ein kleines vergittertes Fenster. Wegen des grossen Hungers liessen wir uns alle dazu verleiten, unsere Wegzehrung gleich aufzuessen, ohne zu ahnen, wie lange wir nichts mehr bekommen sollten. Der Zug ratterte langsam dahin. Wir hoben uns gegenseitig zum Fenster hoch, um hinauszuschauen. Obwohl wir sehr eng beisammenstanden und einander etwas erwärmten, war es im Zug doch sehr kalt. Besonders an den Füssen froren wir. Der Zug kam nur langsam vorwärts. So gegen Mittag gab es schon den ersten Fliegeralarm. Die Waggons blieben stehen, die Lokomotive wurde abgehängt. Die Wache marschierte um den verriegelten Waggon herum. Wir hörten die Flugzeuge und die Flak. Nach einer Weile ertönte die Entwarnung. Einer schlug mit der Faust

an die Wand und schrie laut, wir müssten austreten. Von draussen kam die Antwort: «Ihr Schweinehunde, scheisst nur in die Ecke hin, wie ein normales Schwein!» Wir gaben aber nicht so schnell auf, und schliesslich wurde doch die Tür aufgemacht. Einer nach dem anderen durfte hinaus und seine Sache hinter dem Zug unter Bewachung verrichten. Wir konnten auch etwas frische Luft schnappen, denn im Waggon war der Gestank unerträglich. Der Zug stand auf einem Ausweichgleis in einem lichten Föhrenwald. Als wir wieder in den Waggon gepfercht waren, machte sich neuerlich der Hunger bemerkbar. Bei mir nagte der Hunger schon seit meiner Verhaftung im Magen. Von Tag zu Tag wurde es schlimmer, man kann sich das heute selbst nicht mehr vorstellen. Am späten Nachmittag führte uns die Lokomotive wieder weiter. Nach etwa einer Stunde wurde es dunkel, und ungefähr um sieben Uhr abends hielt der Zug an. Wir merkten, dass wir auf einem Bahnhof standen, die Waggons wurden wieder auf ein Nebengeleis gestellt. Abendessen gab es natürlich keines. Einige wollten sich hinlegen, aber das ging nicht so einfach. Nach längerem Hin und Her hatte jeder mindestens ein kleines Plätzchen zum Hocken gefunden. So verbrachten wir hungernd und frierend die Nacht. An ein Schlafen war nicht zu denken. Wir dösten so dahin. Einmal heulten die Sirenen, wir schreckten zwar auf, aber wir brauchten unsere Stellung nicht zu ändern. Vielleicht hat sich mancher von uns auch gewünscht, von einer Bombe vom jetzigen und zukünftigen Elend erlöst zu werden. Für mich war das Beten das einzige Mittel, das mir über alles hinweghalf. Mit dem Morgengrauen durften wir aus dem Waggon hinaus. Draussen schneite es. Als wir, natürlich ohne jedes

Frühstück, weiterfahren, schneite es immer noch. Zu Mittag erreichten wir einen Bahnhof; nach kurzem Aufenthalt fahren wir aber wieder weiter. Es begann bereits zu dunkeln, als wir nach einiger Zeit anhielten. Draussen hörte man Stimmen. Die Waggons wurden aufgemacht, und wir mussten hinaus. Das Gelände war schwach beleuchtet. Vor den Waggons standen mehrere SS-Männer, die ungeduldig auf uns warteten. Unsere Haltestelle war kein richtiger Bahnhof; es gab nur ein paar Bahngleise mit mehreren Waggons. Wir befanden uns in der Nähe von Hersbruck. In Marschordnung stiegen wir durch ein Tal hinauf. Links oben erblickte man eine Reihe von Lichtern. Wie ich erst später erfuhr, stand dort ein Werk, in dem auch viele von uns zur Arbeit eingesetzt wurden. Das Marschieren gestaltete sich immer langsamer. Wir waren natürlich geschwächt, weil wir zwei Tage lang weder gegessen noch geschlafen hatten. Die SS-Männer schrien und schimpften. Sie schlugen auf die letzten von uns ein, welche fast nicht mehr nachkamen. Dann sah man durch den Nebel etliche Lichter. Wir waren am Ziel angelangt. Zwischen zwei Häusern befand sich ein kleinerer Graben mit einer ganz schmalen Brücke. Als wir darübermarschierten, erhielt jeder vierte Mann einen kleineren runden Brotlaib mit ein wenig Marmelade. Vor einem grösseren Haus war ein grosser Platz. Wir wurden genau abgezählt und auf die Stuben verteilt. Ich wurde einer Stube im zweiten Stock zugeteilt. Es war schon Bettruhe, als wir den Raum betraten. Der eine oder andere lugte von seiner Pritsche herunter. Dann kam die grosse Überraschung. Einer rief: «Hoi, Franz, kommst du jetzt auch?» Ich erkannte sofort die Stimme. Es war Toni Königsrainer aus dem Passeiertal, der

mit seinem Landsmann Franz Hauser eine Woche vor mir aus dem Gefängnis in Schlanders weggebracht worden war. Natürlich freute ich mich sehr, hier Freunde aus Südtirol zu treffen. Ich vergass sogar die Müdigkeit und den Hunger. Mir wurde eine Pritsche zugewiesen, und ich setzte mich darauf, so gut es eben ging. Ich griff sofort nach meinem Brot. Nach zwei Tagen und einer Nacht wieder Essen: Ich ass mit dem ganzen Körper, mit den Gedanken, mit den Augen, mit dem Mund und mit den Händen. Mein ganzes Ich war mit dem Essen beschäftigt. Es war ungesalzenes Schwarzbrot, die Marmelade, die allerdings nicht für das ganze Brot reichte, schmeckte sehr gut. Dann ging ich in den Waschraum, der im ersten Stock lag. Dort wusch ich mir Gesicht und Hände. Nachdem ich mich etwas gereinigt hatte, ging ich mit meinen Fahrtkollegen wieder in unsere Stube. Ich hoffte, ungestört schlafen zu können. Der Abendappell hatte nämlich schon vor unserer Ankunft stattgefunden. Ich zog mich aus und kroch in meine Pritsche, auf der ein gefüllter Strohsack lag. Ich nahm die Decke über, die man mir gegeben hatte, legte Hose und Jacke noch darüber und steckte meine Socken vorsichtshalber unter den Kopf, denn Socken waren Mangelware. Dann schlief ich sofort ein. Um sechs Uhr früh wurden wir durch einen schrillen Pfiff geweckt. Alle rann ten ohne Hemd in den Waschraum; wurde einer mit dem Hemd erwischt, so erhielt er eine Lektion. So musste er beispielsweise alles ausziehen, wurde dann aus einem Schlauch mit eiskaltem Wasser abgespritzt und mit einer Bürste abgebürstet, bis der Körper blutig war. Oder er wurde mit einem Gummischlauch so lange geschlagen, bis der Rücken voller Striemen war.

Im Waschraum befand sich ein langes Becken mit mehreren Wasserhähnen, gegenüber der Klosettraum mit etwa einem halben Dutzend Schalen nebeneinander. Man musste sich sehr beeilen, denn die letzten erhielten immer einige Fusstritte. Wenn die SS nicht selbst da war, sorgten die Stubenältesten oder ein anderer «Grosser» für die täglichen Schikanen. Nach der Rückkehr in den Schlaffraum machten wir die Betten, dann teilte der Stubenälteste den Kaffee aus. Wir mussten im Hof antreten und wurden genau abgezählt. Die verschiedenen Arbeitskommandos wurden dann herausgerufen. Sie marschierten im Gleichschritt, ein Lied singend, zur Arbeit. Wir Neuankömmlinge mussten uns im Vorraum der Schreibstube aufstellen. Drinnen wurde ich nach Namen, Geburtsort, Herkunft, Verbrechen und Höhe der Strafe gefragt. Alles wurde aufgeschrieben. Schliesslich musste ich mich ausziehen, wurde abgemessen und gewogen. Als ich auf der Waage stand, erschrak ich: In Schlanders hatte ich neunundsechzig Kilo gewogen, jetzt nach dreizehn Tagen nur noch neunundfünfzig. Wenn es so weiterging, würde ich bald erledigt sein. Wir mussten am ersten Tag unseres Hierseins nicht zur Arbeit gehen. Wir erhielten sogar ein Mittagessen. Es bestand aus einer dünnen Erbsensuppe, welche sogar ein bisschen nach Fleisch schmeckte. Den Arbeitskommandos wurde die Mittagssuppe von einem kriegsgefangenen Franzosen mit einem Pferdeschlitten zur Arbeitsstelle gebracht. Als wir alle das Abendbrot gegessen hatten, durften wir uns im Schlafrum ungestört unterhalten. Ich wurde sofort von Südtirolern umringt. Es waren hauptsächlich Passeirer da, Toni Königsrainer, Franz Hauser, Georg Oberprantacher, Franz und Heinrich

Haller sowie der Eisacktaler Simon Dorfmann aus Gam bei Latzfons. Alle wollten von mir Neuigkeiten erfahren. Vor allem interessierte sie, ob der Krieg bald zu Ende ginge. Das wusste ich ja selbst nicht. Mich interessierte dafür das Leben hier. Sie konnten mir nichts Gutes erzählen. Vom Tagesanbruch bis zum Einbruch der Dunkelheit gab es Schwerarbeit, zu Mittag wurde eine halbe Stunde Pause eingeschaltet, gerade Zeit genug zum Suppenessen. Jetzt ertönte die schrille Pfeife, und eine Stimme schrie: «Raus zum Zählappell!» Jetzt begann ein Laufen und Rennen. Manche waren gerade beim Flöhesuchen gewesen, andere hatten sich schon auf den Strohsack gelegt und waren eingeschlafen. Diese kamen natürlich als letzte in den Hof. Sie erhielten von links und rechts Püffe. Wir mussten uns in Dreierreihen aufstellen. Wenn die Reihe nicht schnurgerade auslief, wurden wir auseinandergejagt, mussten uns hinlegen, aufstehen, hinlegen, im Schnee umherkriechen und dann wieder in Dreierreihen antreten. Zwar wollte sich jeder schnurgerade in die Reihe stellen, trotzdem passierte es, dass diese Schikanen oft zwei-, dreimal wiederholt wurden. Hatte das Aufstellen endlich geklappt, ging das Abzählen los. Das gestaltete sich meistens noch schwieriger, da die Ausländer die deutsche Sprache nicht verstanden und sich schwertaten, die richtige Nummer zu rufen. Hatten schon die Deutschsprachigen mit dieser Nummernzählerei Schwierigkeiten, so fiel sie Italienern, Kroaten, Rumänen usw. natürlich noch viel schwerer. Oft musste zwei- oder dreimal von vorne begonnen werden. Wenn es endlich gelungen war, durften wir abtreten und in die Baracken gehen. Wenn die Wache aber einmal ganz schlecht gelaunt war und der Appell nicht glän-

zend klappte, wurde die ganze Mannschaft noch mehr schikaniert: stundenlang strammstehen bei beissender Kälte oder im Schnee herumkriechen, dann aufstehen, wieder hinlegen usw. Diese Prozedur dauerte manchmal ziemlich lange. Wenn es jemand beim Abzählen nicht richtig machte, musste er aus der Reihe treten, wurde verprügelt, bis er total fertig war. Erst dann durfte er wieder in die Reihe eintreten. War es endlich so weit, dass man unter die Decke kriechen konnte, schlief man sofort ein. Jeden Tag abwechselnd mussten zwei noch den Raum kehren. Wer glaubte, dann endlich Ruhe zu haben, täuschte sich. Es kam erst noch das Füssezeigen mit allem Drum und Dran. Trotz Läuseplage und Hunger schlief man ob der grossen Müdigkeit bald ein. Oft träumte ich von daheim, meistens aber nur Schlechtes. Ich träumte, dass ich mich auf der Flucht befände und von Polizei verfolgt würde, so lange, bis ich vor Schrecken erwachte und in die Wirklichkeit zurückversetzt wurde, die noch schlimmer war als der Traum. Am zweiten Tag nach unserer Ankunft marschierte auch ich zu einem Arbeitsplatz. Ich war einem Baukommando zugeteilt worden. Nach zwanzig Minuten erreichten wir den Bauplatz, eine ganz ebene Fläche, umgeben von kleinen Hügeln, und mit einem ganz schütterten Föhrenwald bestanden. Auf dem Platz standen Baracken mit Arbeitsgeräten und Zement, daneben lag ein grosser Sandhaufen. Aus allen Sockeln und Gruben konnte man entnehmen, dass hier noch mehrere Baracken gebaut werden sollten. Mitten durch den Platz lief eine mit Granitsteinen ausgelegte Strasse. In kleinen Gruppen mussten wir an die Arbeit; ich mit Pickel und Schaufel, andere mit Eisenstangen.

Wir mussten wahrscheinlich vorher gesprengte Steine freimachen, SS-Posten begleiteten uns natürlich. Da ungefähr zwanzig Zentimeter Neuschnee lagen, mussten wir zuerst einmal diesen wegräumen. Die fertig gemachten Steine mussten wir mit blossen Händen auf einen Schlitten laden, der von einem kriegsgefangenen Franzosen zum Bauplatz gefahren wurde. Wenn der Kapo der Gruppe ein halbwegs menschliches Herz hatte und die SS-Posten auch gerade nicht schlecht gelaunt waren, durfte man sich die Hände durch Aneinanderreiben etwas aufwärmen. Sie in die Tasche zu stecken, war streng verboten. Ebenso war das Stillstehen untersagt. Aber man stand ja gar nicht still, damit einem nicht die Füsse erfroren. Um zwölf Uhr machten wir eine kurze Mittagspause, dann wurde wieder zur Arbeit getrieben, und gegen fünf Uhr marschierten wir zu unseren Wohnbaracken zurück. Es folgten der Appell und die Ausgabe des Essens. Die Zeit, in der wir unser Brot kauen konnten, war die schönste am ganzen Tag. Im Geist ass man es schon, bevor man es überhaupt erhielt. In Gedanken ass man danach weiter, bis einem die Läuseplage zu sehr zusetzte. An diesem ersten Arbeitstag war ich sehr müde, da ich das schwere Arbeiten nicht mehr gewohnt war. Alle Glieder schmerzten, besonders aber die Hände, die voller Blasen waren. Ich legte mich auf die Pritsche, wehrte mich jedoch gegen das Einschlafen, denn ich wollte zum Zählappell nicht unter den Letzten sein. Vor dem Einschlafen am späten Abend dankte ich dem Herrgott dafür, dass ich von grösseren Schikanen verschont worden war. So vergingen in Hersbruck die ersten Tage ohne grössere Ereignisse. Es kam Neujahr, doch wir hatten umsonst auf einen arbeitsfreien Tag gehofft. Gerade am

Neujahrstag mussten wir mit unseren Händen die Schottermühle ersetzen. Wir mussten die faustgrossen Granitsteine mit kleinen Schlägen zu feinem Strassenschotter zerschlagen. Ich wurde schwer vom Heimweh geplagt. Immer stärker beschäftigten mich die üblichen trostlosen Gedanken über unsere Zukunft. Den einzigen Trost fand ich immer wieder im Beten. Mich erbarmten die Menschen, die keinen Glauben hatten und das ganze Leben für sinnlos und hoffnungslos hielten. Kein Wunder, dass sich manche von ihnen das Leben nahmen. Es mochte eine Woche vergangen sein, als wir an einem Sonntag mit der Bettdecke im Hof antreten mussten, anstatt zum Arbeitsplatz zu gehen. In der Nacht hatte es zehn Zentimeter geschneit. Auf einer Wiese mussten wir zu zweit unsere Decke ausklopfen. Als wir damit fertig waren, mussten wir gruppenweise Turnübungen machen: aufstehen, hinlegen, aufstehen, hinlegen, vor und zurück, rechts und links, und zum Schluss mussten wir uns noch eine Schneeballschlacht liefern. In den Baracken erhielten wir ein Stück Zwirn, mit dem wir unsere Knöpfe annähen und die Löcher flicken konnten. Einige schneiderten sich aus Stofflappen Handschuhe. Am Nachmittag wurde Schreibpapier verteilt. Wir durften nach Hause schreiben. Der Brief aber durfte nur fünfzehn Zeilen enthalten. Aber was konnte man schreiben? Die Wahrheit auf keinen Fall. Ich schrieb Folgendes:

«Liebe Eltern! Im Anfang meines Schreibens grüsse ich Euch herzlich ... Mir geht es soweit gut, ich habe gute Arbeitskollegen und auch andere Südtiroler sind bei mir ... Ich arbeite im Steinbruch. Wie geht es Euch und meinen

Geschwistern? ... Grüsset mir alle, die um mich fragen, und bitte betet für mich. Euer Sohn Franz.»

Mehr konnte man nicht schreiben, wenn der Brief weiterbefördert werden sollte. Wahrscheinlich war es sogar besser, dass sie daheim nicht viel wussten. Der Nachmittag endete für mich recht trostlos. Ich musste vor Heimweh weinen. Die Briefe wurden eingesammelt und in die Zensurstelle gebracht. Am 6. Jänner kam Befehl zur Entlassung. Wir mussten uns ausziehen, die Kleider kamen in den Dampfkessel. Dann wurden wir in den Duschaum gebracht und dort eingesperrt. Jeder hatte einen kleinen Waschlappen in die Hand gedrückt bekommen. Das Wasser war anfangs sehr kalt, wurde dann jedoch wärmer. Es war eine richtige Wohltat, sich einmal ordentlich waschen zu können. Sogar ein Stück Seife durften wir benutzen. Nach der Dusche erhielten wir ein sauberes Hemd und eine Unterhose. Die fehlenden Knöpfe mussten wir mit einem Nagel oder einem Stück Holz ersetzen. Unsere Kleider dampften noch, und meine Lederhosenträger waren ganz schön zusammengeschrumpft. Am Nachmittag ging es wieder an die Arbeit; Weihnachts- und Neujahrsfeiertage waren endgültig vorüber. Die nächsten Tage und Wochen vergingen eigentlich schnell. Langeweile gab es nie. Man machte sich immer Sorgen, was wohl die nächsten Stunden bringen würden. Eines Tages musste ich zusammen mit drei anderen Kameraden im Lager zurückbleiben, während die anderen zur Arbeit geführt wurden. Von einem SSMann wurden wir hinter ein Magazin geführt. Dort lag ein toter Häftling. Wahrscheinlich war er am Vortag infolge der schweren Arbeit und des Hungers, vielleicht

auch wegen der schweren Misshandlung gestorben. Es handelte sich um einen siebzehn- bis achtzehnjährigen Burschen, der stark abgemagert war. Zusammengekauert und steifgefroren lag er da. Auf einem breiten Brett mussten wir ihn zu einem Kirchlein tragen, das auf einem Seitenhang stand. Da wir uns nicht als Christen bekennen durften, konnten wir auch nicht in das Kirchlein hineinschauen. Es galt als Ausnahme, dass ein Häftling privat von seinen Angehörigen begraben werden durfte. Aber unser toter Häftling stammte aus der hiesigen Ortschaft. So erhielten seine Angehörigen vom Lagerchef Riegler die Erlaubnis. Für gewöhnlich wurden die Toten in einem Massengrab verscharrt oder ins Krematorium gebracht. An einem Sonntag Ende Jänner mussten wir in der Früh im Hof antreten und der Reihe nach paarweise in die Lagerkanzlei gehen. Dort wurden Name, Geburtsdatum und Nationalität eines jeden aufgeschrieben. Wir mussten uns ausziehen und wurden wieder einmal abgemessen. Ich wusste von Schlanders her, dass ich 1,72 Meter lang war. Jetzt waren es 1,70. Also verlor man hier auch an Länge. Als ich hörte, dass ich fünfundvierzig Kilogramm wiege, glaubte ich zunächst, falsch verstanden zu haben. Aber der Mann wiederholte es noch einmal. Der Kamerad hinter mir, ein Italiener, wog gar nur vierundvierzig Kilogramm. Als wir den Raum verliessen, blickten wir uns beide an. Beide schüttelten wir den Kopf. Wir konnten es einfach nicht glauben, dass wir so weit heruntergekommen seien. Ich dachte, ich hätte die Überlebensgrenze erreicht, aber es sollte noch viel schlimmer kommen, wie ich später berichten werde. Mein körperlicher Verfall stimmte mich trüb-

sinnig. Umso freudiger überraschte mich die Nachricht, dass die Jugendlichen unter zwanzig Jahren mit fünfundzwanzig Kilo Untergewicht einen Essenszuschlag bekommen würden. Da ich zu diesen gehörte, erhielt ich tatsächlich jeden Mittwoch ein Viertel von einem Brotlaib, um das mich viele beneideten. Aber ich hungerte trotzdem weiter wie alle anderen. Dann trat ein anderes Übel auf, das mich fast zum Verzweifeln brachte: die Krätze mit einem furchtbaren Jucken am ganzen Körper. Ich kratzte Tag und Nacht, der ganze Körper war mit Geschwüren bedeckt. Wenn ich drückte, flossen Blut und Eiter heraus. Unterhose und Hemd wurden ganz klebrig. Meine Kollegen mieden mich immer mehr. Der Schmutz war der richtige Nährboden für Ungeziefer und Krankheiten. Ich spürte selbst, dass ich Tag für Tag schwächer wurde. Mich schmerzte es natürlich, dass mir auch die besten Freunde nach und nach immer mehr auswichen. Um eine Ansteckung zu vermeiden, wollte niemand mit mir in Berührung kommen. Schliesslich hielt ich es körperlich und seelisch nicht mehr aus. Ich bat den Stubenältesten, mich für eine Krankenvisite zu melden. Solche Meldungen machte man nicht gerne, denn wenn jemand dem Arzt nicht genügend krank schien, erhielt er saftige Strafen. So kam ich am Morgen zur Visite. Vor mir warteten bereits mehrere Häftlinge mit verschiedenen Leiden. Als ich ausgezogen vor den Arzt hintrat, schrie er mich an, was mir fehle. Ich erklärte ihm mein Jucken. Er schaute mich von oben bis unten an, und seine Augen wurden immer grösser, dann schrie er: «Sie Schwein, Sie dreckiges, warum haben Sie sich nicht früher gemeldet?» Dann wandte er sich sofort dem Nächsten zu, schaute auch ihn von oben bis unten an

und beschimpfte ihn. Auf einen Zettel schrieb er einige Zeilen und schickte uns in einen anderen Raum zu einem Häftling, der uns behandeln sollte. Dieser begann, uns mit einer zähen, nach Öl riechenden Flüssigkeit am ganzen Körper zu bestreichen. Dann erhielten wir neu gewaschene Kleider und durften in die Baracken zurückkehren. Vielleicht kann sich gar niemand vorstellen, welche Wohltat es war, wieder einmal sauber gekleidet zu sein. Wir zwei Krätzekranken mussten an diesem Tag nicht auf den Bauplatz ausrücken. Wir wurden im Lagerhof beschäftigt und abends wieder mit der Flüssigkeit behandelt. Abends schlief ich natürlich sofort ein. Ich musste dann jeden Tag nach der Arbeit zur Behandlung ins Revier. Nach drei, vier Tagen bemerkte ich, dass mein Übel schon merklich besser wurde. Nach einer Woche war ich von der Krätze geheilt. Nun fand ich wieder Lust zum Leben. Auch meine Freunde näherten sich wieder. Eines Abends, als der Stubenälteste zwei für den Abenddienst aufrief, hörte ich meinen Namen nennen. Ich konnte, halb verschlafen, nicht schnell genug herauskommen und fürchtete mich vor Schlägen. Er rief noch einmal meinen Namen. Ich rührte mich trotzdem nicht, aber jemand verriet ihm meine Pritsche. Im nächsten Augenblick riss er mir auch schon die Decke weg. Ich sprang raus. «Du Faulpelz, du wolltest dich drücken!» Schon klatschten die Ohrfeigen. Da musste ich in die Hocke gehen, die Hände ausstrecken, den Besen in den Mund nehmen und so um die in der Mitte stehenden Pritschen herumhüpfen, bis ich fast nicht mehr konnte. Der andere durfte in seine Pritsche gehen. Ich musste allein aufräumen. Erst als ich wieder auf der Pritsche lag, hatte

ich Zeit, mich vom Schrecken zu erholen. Meine Zähne schmerzten schrecklich. Ähnlich erging es mir, als ich nach dem Mittagessen Nachschlag holen wollte, das heisst, noch etwas übrige Suppe. Ein SS-Mann, dem ich unbekannt war, bemerkte mich und schlug mich. Solche Dinge passierten Stunde für Stunde, Tag für Tag. Wenn einer beispielsweise versuchte, sich während der Arbeit die Hände in den Hosentaschen zu erwärmen und dabei ertappt wurde, musste er stundenlang Pickel und Schaufel gekreuzt auf seinen Schultern halten, ohne Handschuhe und ohne Socken bei zehn bis zwölf Grad Kälte. Oder wenn einer mit dem Schubkarren zu langsam ging, musste er zur Strafe mit dem schwer beladenen Karren im Laufschrift auf dem Lagerplatz herumsausen und erhielt zum Schluss noch Fusstritte. Wenn einer den SS-Männern einmal aufgefallen war, wurde er wegen jeder Kleinigkeit geschlagen. Als ich aus dem Kreis der Aufgefallenen wieder heraus war, erwischte es meinen besten Arbeitskollegen. Eines Tages vergass er in der Eile, beim Waschen schnell das Hemd auszuziehen. Dafür wurde er mit Bürste und kaltem Wasser behandelt. Dann haben wir ihn nicht mehr gesehen. Einmal war ich beim Essenholen der Letzte. Es gab Pellkartoffeln. Der Koch, ein Südtiroler namens Max Prantl aus Meran, schöpfte mir nicht die üblichen zwei, drei Kartoffeln, sondern acht, zehn heraus. Mit Freude lief ich in die halbfertige Baracke, in der wir assen, und genoss meine herrliche Mahlzeit. Heute noch bin ich dem Koch dankbar. Wenn es Kartoffeln gab, assen wir sie ungeschält. Dann versuchten wir noch, die Kartoffelschalen von den Tischen der SSMänner zu stehlen. Dabei mussten wir aber sehr vorsichtig zu Werke gehen, denn es war verboten, ihre Abfälle zu essen. Eines Abends meldete mir der Stuben-

älteste, dass ich am nächsten Morgen zum Lagerchef gehen müsse. Ich erschrak, denn meistens bedeuteten solche Nachrichten nichts Gutes, sondern eine Strafversetzung zu einer schwereren Arbeit, die Überstellung in ein anderes Lager oder die Einlieferung in den Lagerbunker, welcher sich gleich hinter der Tür zum Schlafraum befand. Dieser Bunker war ein 2 mal 1,5 Meter kleiner Kotter mit Holzstangen vom Boden bis zur Decke. Die schmale Öffnung war mit einem festen Schloss versehen. Anstelle einer Pritsche lag nur ein wenig Stroh auf dem Boden, ein Kübel in der Ecke musste als Klosett dienen. Die Gefangenen erhielten manchmal auch nur jeden vierten Tag etwas zum Essen. Ich vermied es, wenn ich konnte, an dem Bunker vorbeizugehen, da die Häftlinge so verzweifelt zwischen den Stangen hervorschauten.

KLEINE ZEICHEN DER HOFFNUNG

Am nächsten Morgen forderte mich ein SS-Mann auf, ihm zu folgen. Wir gingen durch ein Tor hinaus und traten im Gebäude nebenan in einen kleinen sauberen Raum, welcher dem Chef als Büro diente. Dieser sass hinter einem kleinen Tisch. Nachdem mich der SSMann vorgestellt hatte, grüsste er und ging hinaus. Der Mann hinter dem Tisch, ein hoher SS-Offizier, blickte mich lächelnd an. Wahrscheinlich hatte er meine Knie schon schlottern gesehen. Ich durfte mich auf einen Stuhl setzen, und meine Angst war schon vorbei. So liebenswürdig hatte ich noch keinen SS-Mann mit mir reden hören. Er fragte mich, woher ich komme, und wollte genau wissen, aus welcher Gegend in Südtirol. Er kenne das Sarntal zwar nicht, aber in Meran sei er schon öfter gewesen. Da er aus Hall in Tirol stamme, habe er Südtirol schon oft besucht. Ich musste ihm Näheres über den Grund meiner Inhaftierung erzählen. Der Lagerchef hörte mir geduldig zu und stellte mir kleine Zwischenfragen. Hin und wieder schaute er auf den Brief, den er vor sich liegen hatte. Er lächelte und nickte. Mir schien, als ob ich ihm leidtäte. Er fragte, ob jemand für mich um eine Begnadigung angesucht hätte. Ich wusste von nichts. Da teilte er mir mit, dass ich von zehn Jahren auf zweieinhalb Jahre Konzentrationslager begnadigt worden sei. Es freue ihn, bemerkte er, mir dies mitteilen zu können. Er ermutigte mich durchzuhalten, damit ich einmal nach Südtirol zurückkehren könne.

Mir rollten die Tränen herunter. Nicht so sehr wegen der Begnadigung als wegen der Menschlichkeit, die mich dieser Mann spüren liess. Ich hätte ihm vor Freude um den Hals fallen können. Ich bedankte mich und ging zur Tür hinaus. Draussen erwartete mich der SS-Mann, der mich zum Arbeitsplatz geleitete. Natürlich hatte ich von da an vor dem Lagerchef keine Angst mehr. Angst machte mir aber der Oberscharführer, der stellvertretend unser Ausenlager regierte. Der Chef kam nur alle zwei, drei Wochen einmal, dann wurde der Oberscharführer nervös, und aus reiner Angst begann er, uns zu schikanieren. Die Vorbereitung war schlimmer als der ganze Besuch. Als ich zu meinen Arbeitskollegen zurückkehrte, schauten mich alle neugierig an. Reden durften wir ja nicht. An meinem Gesichtsausdruck konnten aber alle ablesen, dass mir nichts Schlimmes passiert sein konnte. In der Mittagspause erzählte ich ihnen kurz, was geschehen war, und alle freuten sich mit mir. In den folgenden Monaten wurden immer wieder solche Begnadigungen gemeldet. Die genauen Gründe wussten wir nicht. Wahrscheinlich fürchteten sich aber so manche Nazis daheim, welche die Leute in das Konzentrationslager gebracht hatten, jetzt schon vor dem baldigen Kriegsende, vor der Vergeltung, die sie erwartete. Mit diesen Begnadigungen wollte man wohl den Zorn der Heimkehrer vermindern. Zur Mittagszeit flogen seit Kurzem immer zwei, drei kleine Flugzeuge ganz nahe über uns vorbei. Wir dachten uns gar nichts dabei, wenn wir nicht eines Tages weit weg zwei Schüsse gehört hätten. Wir dachten zuerst, es wäre ein Häftling geflohen. Die Wache wurde nervös, und wir mussten sofort ins Arbeitslager zurück. Dort stellten wir uns in Reih und Glied neben

die andere Gruppe. Der Wachmann meldete dem Wachoffizier, dass die Steinbruchgruppe vollständig angetreten sei. Es wurde noch einmal abgezählt, aber niemand fehlte. Auf die Frage des Wachoffiziers an die Wachmänner, wer geschossen habe, meldete sich niemand. In diesem Moment flog wieder ein Flugzeug vorbei, und nach ein paar Sekunden krachte es. Die Wache wurde noch nervöser. Der Offizier ging mit zwei Männern in die Richtung, aus der das Krachen gekommen war. Wir mussten stramm weiter in Reih und Glied stehen. Erst nach ungefähr zehn Minuten erfuhren wir, was passiert war. Der Wachmann, welcher den Fuhrmann mit dem Essenswagen begleitete, hatte erkannt, dass es sich um feindliche Flugzeuge gehandelt hatte, und hatte zwei Schüsse abgegeben. Daraufhin drehte der Pilot um und schoss zurück. Die Schüsse des Flugzeuges hatten ihr eigentliches Ziel verfehlt, und statt des Wachmannes hatte es den Kessel unserer Suppe getroffen. Unser Mittagessen war dahin. In den nächsten Tagen wurde uns befohlen, uns ja nicht zu rühren, wenn Flugzeuge sich näherten. Natürlich liessen wir uns das nicht zweimal sagen. Angst vor feindlichen Fliegern hatten wir natürlich nicht. Als das neue Lager beziehbar war und wir alles sauber aufgeräumt hatten, kamen der Lagerchef und noch einige SS-Offiziere. Wir Häftlinge und die Wachen waren in Reih und Glied aufgestellt. Der Oberscharführer war sehr nervös. Er marschierte dauernd vor uns auf und nieder. Dann wurden die neuen Räume besichtigt. Anschliessend erhielten wir sogar ein besseres Essen: Milchsuppe mit Makkaroni. Die Herren SS-Leute standen ein wenig abseits und schauten zu, mit welcher Gier wir die Kost verschlangen. Als ich mit meiner Suppe von der

Küche wegging, kam ein Mann mit einem Löffel in der Hand auf mich zu und bat mich, ihm einen Löffel voll Suppe zu geben. Er werde sie mir nachher sofort zurückgeben. Als ich später zu ihm hinging, jagte er mich davon, und ich war der Betrogene. So wertvoll war damals ein Löffel Suppe, dass ich mich heute, nach gut vierzig Jahren, noch genau daran erinnern kann. Wem das Glück beschieden war, in der Küche zu arbeiten, der fand auch Gelegenheit, manchmal etwas mit in die Baracke zu nehmen. Ein Südtiroler brachte immer Salz mit und streute ein wenig davon seinen Freunden auf die ungesalzene Brotscheibe. Als Landsmann wagte ich es auch einmal, ihn um eine Prise zu bitten. Doch mich wies er grob ab. Also auch damals war der Zusammenhalt der Südtiroler nicht gerade vorbildlich. Einen Tag nach der Lagerbesichtigung übersiedelten wir. Das bedeutete für uns keine grosse Arbeit, wir besaßen ja nichts, ausser der sehr mangelhaften Bekleidung. Manche trugen Holzsandalen, die aus fussgrossen Brettern mit einem darübergespannten Draht bestanden. Fast alle waren im Besitz eines Messers zum Brotteilen. Es war einfach ein Stück Blech, das man irgendwo auf dem Bauplatz gefunden und an einem Ziegel zurechtgerieben und scharfgemacht hatte. So marschierten wir also zum letzten Mal durch das Tor des alten Lagers hinaus, weg von diesem verlausten Loch, in dem uns das Ungeziefer in den Nächten fast zur Verzweiflung gebracht hatte. Das Marschieren war immer so eine Sache. Fast jeder hinkte wegen einer Verletzung oder Erfrierung. Wenn jemand stolperte und hinfiel, wurde er mit Fusstritten traktiert. Beim Marsch mussten wir immer singen, manchmal sogar Tiroler Lieder, aber meistens schmutzige Lieder, wie sie die SS gerne mochte.

Wenn die Wachtmeister bemerkten, dass einer nicht mitsang, hagelte es Schläge. In den neuen Baracken war auch nicht alles zu loben. Wir hatten mehr Platz, da wir in Zweierstockbetten untergebracht waren, aber wir froren die ganze Nacht. Wohl stand mitten in der Baracke ein kleiner Kohle- und Holzofen, der konnte den Raum jedoch bei Weitem nicht erwärmen. Ein Nachteil des neuen Lagers war auch, dass wir nun einen Gemeinschaftswaschraum und -abtoilette hatten. Zudem stand dieser abseits von den Baracken, und in der Nacht war es gar nicht so einfach, dorthin zu gelangen. Dabei musste man sich immer die Kleider anziehen. So machte mancher lieber gleich vor der Baracke nieder. Wenn die SS nicht herausfand, wer es getan hatte, wurde die ganze Mannschaft bestraft. Nach der Rückkehr über den kalten Schnee konnte man sich im Bett nur mehr sehr schwer erwärmen. Kurz nachdem wir in das neue Lager eingezogen waren, spürte ich eines Nachmittags ein schwaches Frösteln. Ich dachte mir zunächst nichts und arbeitete weiter. Gegen Abend nahm das Frösteln zu. Ich bekam Durchfall. So lag ich wie ein Häuflein Elend, zitternd vor Kälte, auf meiner Pritsche. An Schlafen war gar nicht zu denken. Ich freute mich auf einen warmen Morgenkaffee und hoffte, durch das warme Getränk und die Arbeit das Frösteln wieder loszuwerden. Trotz Kaffee nahm das Frösteln beim Morgenappell noch zu. Ich wagte es nicht, mich krank zu melden, und ging mit den anderen zum Steinbruch. Während der Arbeit musste ich immer wieder austreten. Da ich jedes Mal den Wachmann fragen musste, bemerkte dieser meinen Zustand. Es dispensierte mich von der Arbeit. Mir wurde immer elender, auch die

Mittagssuppe schmeckte mir nicht. So ersuchte in den Kapo, mich doch ins Krankenrevier zu bringen. Der Wärter brachte mir einen Fiebermesser und schrieb meinen Namen, das Geburtsdatum, die Nationalität und das Strafmass auf. Ich hatte über neununddreissig Grad Fieber und wurde im Revier aufgenommen. Der Wärter brachte mich in ein Zimmer mit sechs Pritschen, von denen drei besetzt waren. Die Männer, die dort lagen, bewegten sich nicht. Mir kamen sie wie Tote vor. Ich zog mich aus und legte mich hin. Auf dem Strohsack war sogar ein Leintuch ausgebreitet. Zum Glück befand sich im Revier ein Klosett, denn ich musste dauernd austreten. Nachher fühlte ich mich jedes Mal so elend, dass ich nur mehr so dahindöste. In dem Raum hatten wir unsere selige Ruhe. Untereinander störten wir uns nicht, weil wir uns vor lauter Schwäche nicht bewegen konnten. Am Abend ging eine SS-Kontrolle durch das Revier und nahm den Zählappell ab. Dann störte uns bis in der Früh niemand mehr. Als es schon hell war, kam zu meiner Überraschung eine Rotkreuzschwester in unseren Raum. Sie ging von Patient zu Patient und mass Fieber. Sie sprach aber kein Wort. Mir schien, dass es sich um eine Ausländerin handelte. Als die etwas ältere Person mit dem Fiebermessen fertig war, gab sie jedem noch einen Esslöffel voll gemahlener Kohle. Sie holte einen Teller mit einer Spritze darauf. Ich musste den linken Arm freimachen. Mit einem Stoffstreifen band sie mir den Oberarm ab. Nachdem sie mir und auch den anderen Blut abgenommen hatte, ging die Frau wieder. Ich fühlte mich an diesem Tag so elend, dass ich glaubte, es wäre aus mit meinem Leben.

MIT ZWANZIG NAHEZU AM ENDE

Es war der 6. März 1945, und gerade an diesem Tag vollendete ich mein zwanzigstes Lebensjahr. Wenn für einen Menschen das Leben normalerweise erst so richtig anfängt, sollte ich nun schon aus dem Leben scheiden. Ich fühlte mich als der Verlassenste unter den Verlassenen. Nirgends war eine Hilfe in Sicht. Meine Bettnachbarn mussten dasselbe Schicksal tragen, sie konnten mir auch nicht helfen. Von niemandem hörte ich ein tröstendes Wort, kein Freund, kein Bruder, keine Schwester, weder Vater noch Mutter waren in der Nähe. Sollten sie mich alle im Leben nicht mehr sehen? Mich packte das Heimweh, und ich weinte. Dann betete ich und überliess mich dem Herrgott. Der beste Priester hätte mich nicht besser auf den Tod vorbereiten können als meine jetzige trostlose Lage. Ich verzieh allen, die mich hierher hatten bringen lassen. Zu Mittag brachte man uns ein wenig Hirsebrei. Ich war zu schwach, um zu essen. Nach ein paar Löffeln fiel ich auf die Pritsche zurück. Ich fühlte keinen Hunger mehr. Der Mann neben mir starrte voll Gier auf meine Suppe. So schenkte ich sie ihm. Er hatte die Krise schon überwunden. Ich dachte und träumte alles durcheinander. Da merkte ich, dass ich austreten musste. Aber während ich noch überlegte, wie ich auf den Abort käme, machte ich schon in die Hose. So lag ich nun im eigenen Kot und konnte niemanden zu Hilfe rufen. Bald vergass ich mein schmutziges Bett

und verlor die Besinnung. Ich kam erst am nächsten Morgen wieder zu mir, als eine Rotkreuzschwester, diesmal war es eine andere, mich nach meinem Befinden fragte. Ich fühlte mich ein wenig besser als am Vortag. Erst als ich meine Portion Kohle gegessen hatte, bemerkte ich, dass zwei Zimmerkollegen fort waren. Ich dachte, sie hätten es überstanden. Obwohl ich vor dem Sterben keine Angst mehr hatte, ja manchmal den Tod sogar herbeiwünschte, hoffte ich doch gleich wieder auf Freiheit und Rückkehr in die Heimat. Die Schwester brachte uns auf mein Bitten hin noch einen Nachtopf. Ich fragte meinen Bettnachbarn, was mit den zwei anderen Kranken geschehen sei. Er berichtete mir, dass sie am Vorabend bei der Zählkontrolle von Häftlingen auf Tragbahnen weggebracht worden seien. Er wusste nicht, ob sie noch gelebt hatten, wahrscheinlich nicht mehr. Das Einzige jedoch, was die Lebenden von den Toten unterschied, waren das Bewegen der Brust beim Atmen und die oft nach Hilfe suchenden Augen. Ich dankte Gott, dass ich noch lebte. An diesem Tag schaffte ich es, mit kleineren Rastpausen, die Suppe zu essen. Einmal ist man voller Leben und Hoffnung, wenig später verzweifelt man wieder. Vom Abnehmen des Zählappells am Abend bis in der Früh konnte man sich erholen, aber auch sterben. Morgens schickte man uns wieder die junge Rotkreuzschwester. Wahrscheinlich sollte sie bei uns das Blutabnehmen lernen, denn sie verfehlte beim Einstich vier- bis fünfmal. Sie wurde nervös und musste schliesslich die ältere Schwester holen. Wir zitterten jeden Tag vor dieser Blutabnahme. Wir merkten, dass uns die Schwester ja nicht peinigen wollte, vielleicht war sie auch nur von der SS zu dieser Arbeit gezwungen wor-

den. Wir zweifelten, ob sie wohl überhaupt eine Krankenschwester war. Mit jedem Tag ging es mir jetzt besser. Ich hatte den Tiefpunkt überstanden. Die Erholung schritt jedoch sehr langsam voran, weil wir ausser der Kohle keine Arzneien erhielten. Ich glaube, wir in den Aussenlagern, besonders in den kleineren, hatten es besser als die im Hauptlager. Zu uns kam vielleicht nicht jeder bestialische Befehl, oder er wurde nicht ausgeführt, wenn nicht eine SS-Bestie selbst Lagerchef war. Und da waren wir wohl vom Glück begünstigt, denn unser Lagerchef hatte sich noch etwas Menschliches bewahrt. Wäre ich mit meiner Krätze in Dachau gewesen, so hätte man mich sicher mit einem Krankentransport in die Gaskammern gebracht, ebenso jetzt mit meiner Ruhr. In den kleineren Lagern war man mit solchen Transportwagen nicht ausgerüstet und von den Gaskammern auch zu weit entfernt. Die Ruhr war eine Krankheit, die in den letzten Monaten des Krieges Tausende dahinraffte. Mein Bettnachbar und ich hofften, doch mit dem Leben davonzukommen. Bei mir stellte sich aber ein weiteres Übel ein. Meine Zehen begannen immer mehr zu schmerzen. Als ich sie einmal genauer untersuchte, bemerkte ich, dass an beiden Füessen einige Zehen vorne blauschwarz waren, also erfroren. An solchen Erfrierungen litten viele von uns. Es war ja kein Wunder, da wir barfuss in äusserst schlechten, löchrigen Schuhen bei zehn bis fünfzehn Grad Kälte den ganzen Tag im Schnee herumgehen mussten. Schon in der Frühe war es alles eher als ein Vergnügen, barfuss in die starrgefrorenen Schuhe zu schlüpfen. Wenn man Glück hatte und die Schuhe ein wenig zu gross waren, konnte man sich einen Stofflappen

oder ein Stück Zementsack um die Füße wickeln. Besonders gefragt war für diesen Zweck das Klosettpapier. Es wurde auch meistens zum Wundenverbinden benutzt. Jeder erhielt pro Woche einen Meter davon, zum eigentlichen Zweck wurde es am wenigsten gebraucht. Ich berichtete der Rotkreuzschwester von meinem Fussleiden. Sie brachte mir eine Frostsalbe, mit der ich mich einmal am Tag einreiben sollte.

Die Schmerzen wuchsen aber trotzdem. Besonders das Gehen wurde zur Qual. Hätte mich jetzt jemand von daheim gesehen, hätte er wohl nie geglaubt, dass ich noch lebend aus diesem Lager herauskommen würde. Ich sah wie eine wandelnde Leiche aus. Nur noch Haut und Knochen mit einem schmerzverzerrten Gesicht und mit zwei tief in den Höhlen liegenden Augen gingen mein Kollege und ich – uns an den Wänden haltend – im Gang der Baracke auf und ab. Nach kurzer Zeit krochen wir todmüde wieder unter die Decke. Am sechzehnten Tag nach unserer Aufnahme im Revier wurden wir entlassen. Wir hatten uns inzwischen so weit erholt, dass wir stehen konnten, ohne dass uns jemand halten musste. In viel zu grossen Kleidern, die Decke unter dem Arm zusammengerollt, den Esstopf in der Hand, den Löffel im Hosensack, wackelten wir vom Revier zu unserer Baracke. Wir hatten ein gemischtes Gefühl. Einerseits freuten wir uns, mit den früheren Arbeitskollegen wieder zusammenzukommen, andererseits hatten wir Angst vor dem täglichen Lagerleben mit allem Drum und Dran. Es war später Nachmittag. Die Arbeitskommandos, die nicht Nachtschicht hatten, rückten ins Lager ein. Im Lager selbst gab es nur noch wenige

Arbeiter, nur solche, die für Stollen- und Bergwerksarbeit nicht mehr brauchbar waren. Denen wurde auch ich zugeteilt. Im Lager gab es noch verschiedene kleinere Arbeiten zu verrichten, welche ein Zivilbaumeister leitete. Wir fünf, sechs Männer waren ihm zugeteilt. Zum Glück schien die Sonne, ja, es war richtig warm. Das tat uns sehr wohl, wir freuten uns, dass wir dem Frühling entgegengingen. Im Lager wurden wir auch nicht immer von der Wache beobachtet. Der Zivilarbeiter zeigte selbst wenig Arbeitseifer und gab sich uns gegenüber verständnisvoll. Mir wollte scheinen, dass manche Wachmänner keine Freude mehr zeigten, uns unnötig zu peinigen. Die Front kam immer näher, und zu unserer Freude gab es jeden Vormittag Fliegeralarm. Er dauerte oft zwei, drei Stunden. Wir durften in einer Baracke ausruhen. Manchmal verzögerte sich der Alarm und somit unser Mittagessen, aber das nahmen wir gerne in Kauf. Die Wachmannschaft wurde stets nervös. Wir sahen die Bomber hoch am Himmel daherfliegen und hörten die Flak. Oft hörten wir auch die Bomben, die auf Nürnberg fielen, da die Stadt ja nicht weit von uns entfernt war. Einige Male am Tag kamen auch die Tiefflieger, die ganz knapp über den Dächern der Baracken hinwegsausten. Wir mussten uns in einer Baracke ganz ruhig verhalten. Der Wachmann schaute ganz vorsichtig durch die Spalte ins Freie. Einmal überraschten uns die Tiefflieger während des Mittagessens. Wir Häftlinge waren gerade mit dem Essen beschäftigt, und die SS-Gruppe stand auf der Lagerstrasse. Auf einmal krachte es ganz fürchterlich. Wir hörten noch, wie sich das Flugzeug entfernte. Als wir glaubten, die Luft sei rein, wagten wir uns auf die Strasse hinaus. Ein SS-Mann wurde von zwei anderen in die SS-

Baracke getragen. Ein SS-Mann war schwer und zwei weitere waren leicht verletzt worden. Wir waren mit dem Schrecken davongekommen. Drei Baracken waren beschädigt worden.

«IHR DÜRFT SOLDAT WERDEN»

Ende März zirkulierte das Gerücht, dass wir ausgemustert und an die Front geschickt würden. Und eines Tages mussten wir wirklich auf dem Appellplatz antreten. Vor uns standen die uns bekannten SS-Männer und einige fremde SS-Offiziere. Einer von den letzteren hielt eine kurze Rede, und zwar in einer Tonart, die für uns ganz ungewohnt war. «Da ihr euch bei der Arbeit bewährt habt, will euch der Führer begnadigen, und ihr dürft als Soldaten für den Führer an der Front kämpfen ...» Wir freuten uns darüber, dass man zu uns einmal wie zu Menschen sprach. Wir freuten uns auch, dass es eine Möglichkeit gab, von hier wegzukommen, ganz gleich wohin. Obwohl ich mir in meinem Zustand kaum Hoffnungen machen konnte – ich konnte ja kaum stehen –, wartete ich trotzdem gespannt. Die SS-Männer gingen auf die andere Seite des Platzes, die Aufgerufenen mussten im Laufschrift zu ihnen hinüber. Wer halbwegs gut drüben ankam, blieb dort und war für die Front tauglich. Mein Arbeitskollege Simon Dorfmann schaffte es verhältnismässig gut. Ich nahm mir vor, mit letztem Einsatz (von Kraft konnte man wohl kaum noch reden) und starkem Willen schnell auf die andere Seite zu kommen. Aber das Sprichwort «Wo ein Wille, da ein Weg» ging in diesem Falle nicht in Erfüllung. Der Wille war zwar da, aber der Weg war für mich doch zu schwer. Ich hatte kaum zehn Schritte zurückgelegt, als ich schon

spürte, dass meine Beine nicht mehr mitmachten. Auf halber Strecke sank ich zu Boden. Ich wollte mich sofort wieder aufrichten, aber es gelang mir nicht, ich musste einfach ein wenig ausruhen. Als ich endlich mühsam wieder auf den Beinen stand und weiterlaufen wollte, gab man mir einen Wink und schickte mich zurück. Ich trat traurig zu denen zurück, die es auch mit Aufwand der letzten Kraft nicht geschafft hatten. Bei der Musterung wurde ungefähr ein Drittel der Häftlinge für tauglich befunden. Es waren Personen im Alter von fünfundzwanzig bis vierzig Jahren. Wir Jugendlichen mit zwanzig Jahren und darunter waren am schlechtesten dran. Die Tauglichen verliessen uns schon am nächsten Tag. Wir waren die traurigen Hinterbliebenen. Die Arbeit im Lager war jetzt nicht mehr so hart, wir wurden auch nicht mehr ständig bewacht. Wir taten halt so, als hätten wir etwas zu tun. Das Wetter war schön. Wenn wir nicht so schrecklich hätten hungern müssen, hätten wir uns sogar erholen können. Die Steckrübensuppe wurde immer dünner. Das Stück Brot pro Woche als Zuschlag für uns ganz Jungen blieb jetzt auch aus. Zu einem Zeitpunkt, als ich es gerade am nötigsten gehabt hätte. Die Front rückte immer näher. Wir hörten Tag und Nacht Schüsse. Es gab immer wieder Fliegeralarm. Die Wachen hörten mit allen Schikanen auf. Wir hofften auf baldige Befreiung. Es blieb aber immer noch die Angst vor dem, was uns vor der Überlassung an den Feind erwarten würde. Anfang April erfuhren wir, dass wir in Kürze nach Dachau zurücktransportiert würden. Natürlich wären wir gerne an Ort und Stelle geblieben. Vor Dachau hatten wir grosse Angst, ebenso vor der Hinfahrt unter diesen Umständen.

Ohne Angst war ich eigentlich nie, und ich glaube, es ging auch den anderen nicht viel besser. Vom ersten Tag im Konzentrationslager bis zur Befreiung drückte eine schwere Last auf uns.

ZURÜCK NACH DACHAU

Am Morgen des 4. oder 5. April mussten wir nach dem Frühstück im Hof zum Abmarsch antreten. Mitzunehmen war nur der Esstopf. Nachdem einige Male abgezählt worden war, marschierten wir los. Die Wachen schienen es sehr eilig zu haben. Immer wieder trieben sie uns an. Ich tat mich mit dem Mitkommen sehr schwer, meine erfrorenen Füße schmerzten sehr. Aber wenn ich überleben wollte, musste ich durchhalten. Für den Krankentransport war ich zu gesund, man hatte mich ja aus dem Revier entlassen. Als wir vom neuen Lager Habburg herunter zum Hersbrucker Bahnhof kamen, wartete man schon auf uns. Wir wurden noch einmal abgezählt und dann in leerstehende Viehwaggons getrieben. Die Waggons mit je fünfzig Männern wurden fest verriegelt. Als sich der Zug in Bewegung setzte, versuchte jeder, beim kleinen Fenster hinauszuschauen, um zu sehen, wohin es ging. Ich suchte mir einen Platz auf dem Boden aus, um mich ein wenig auszuruhen. Aber ich musste bald wieder aufstehen, sonst hätten die Mithäftlinge mich zertrampelt. Schliesslich fand ich einen Platz weit weg vom Fenster. Es wurde Mittag. Auf das Essen hofften wir aber vergeblich. Anstatt dessen kamen Tiefflieger. Der Zug hielt an. Von Weitem hörte man eine Sirene. Bald donnerten auch Bomber hoch über uns hinweg. Der Zug hielt auf der Bahnlinie in einem unauffälligen Ort. Wir wussten nicht, wie weit wir gefah-

ren waren. Einige von uns wollten austreten, aber sie konnten an die Waggontür klopfen und schlagen, soviel sie wollten, es half alles nichts. Jeder musste seine Sache dort verrichten, wo er geradestand. Mit der Zeit sickerte alles durch den Boden durch. Niedersetzen oder hinlegen konnte man sich wegen des Platzmangels nicht.

Schliesslich schien die Luft wieder rein zu sein, der Zug setzte sich neuerlich in Bewegung. Er kam ziemlich langsam vorwärts. Am späten Nachmittag hielten wir wieder an. Der Reihe nach wurden die Waggontüren aufgemacht. Wir konnten austreten und frische Luft schnappen. Der Zug stand auf freier Strecke, auf der einen Seite durch Sträucher, auf der anderen durch einen Hügel verdeckt. Man musste vorsichtig sein, denn die Bahnlinien wurden von den Tieffliegern fast pausenlos bombardiert. Es schien noch die Sonne, ein herrlicher Tag für alle, die in Freiheit waren. Als ich hinter einen Waggon ging, sah ich dort einen toten Häftling liegen. Ich schaute genauer und erkannte in dem Mann meinen früheren Arbeitskollegen, den man vor einiger Zeit im Waschraum mit eisigem Wasser abgespritzt und mit der Bürste fast zu Tode geschrubbt hatte und der seitdem von uns nicht mehr gesehen worden war. Wahrscheinlich hatte er bis jetzt im Revier gelegen und war auf dem Transport elend zugrunde gegangen. Nun hatte man ihn einfach aus dem Waggon herausgeworfen. Während ich noch dastand, hörte ich schreien: «Alles in Deckung!» Ich sah, wie sich einige SS-Männer unter einen Waggon hineinwarfen; ich rettete mich zwischen zwei Waggonen, und schon sausten die Flugzeuge über uns hinweg. Wahrscheinlich hatten sie uns nicht oder erst zu spät bemerkt.

Wir wurden in die Waggons hineingetrommelt. Aber ehe wir alle drinnen waren, sausten die Flugzeuge wieder heran, machten ganz nahe über uns eine Kurve. Während sie schräg über uns wegbrausten, feuerten sie auf die Wachmannschaft.

Es herrschte ein fürchterlicher Lärm. Die Wachen, die vor unserem Waggon einen Kreis gezogen hatten, warfen sich blitzschnell auf den Boden. Auch das letzte Abteil des Zuges, in dem die Wachen waren, wurde von den Schüssen getroffen. Durch die offene Tür sah ich zwei SS-Männer am Boden liegen. Einer blutete sehr stark am Kopf und wollte sich aufrichten. Der andere wälzte sich am Boden. Anscheinend waren beide schwer verletzt worden. Die SS-Männer beeilten sich, die Türen unserer Abteile wieder zu verriegeln. Nachher erfuhren wir, dass unsere Wachmannschaft den ersten zwei Fliegern nachgeschossen hatte. Diese drehten daraufhin um und flogen zurück, um Rache zu nehmen. Für unsere Wachmannschaft war dies eine gute Lehre. In Zukunft passierte es nie mehr, dass sie mit Gewehren auch noch so niedrig fliegenden Flugzeugen nachschoss. Als es dunkelte, fuhr der Zug wieder weiter. Vom Schlafen konnte keine Rede sein. Wir konnten weder sitzen noch liegen. Ich war sehr müde, schliesslich gelang es mir, in die Hocke zu gehen. Ich hatte grosse Angst, dass mir schlecht werden könnte. Wer bewusstlos zu Boden sank, hatte kaum eine Chance, wieder aufzukommen und mitgenommen zu werden. Die Toten wären beim nächsten Anhalten aus dem Zug geworfen worden. Natürlich wollten sich mehrere auf den Boden niederlassen. Es wurde wild hin- und hergeschoben, gemurrt, geflucht und geschimpft. Aber es half alles nichts, der Platz wurde deswe-

gen nicht grösser. Da es finster war wie in einem Sack, wusste man auch nicht, wen man neben sich hatte. Ich musste noch einmal an meinen Kollegen denken, den man vorher tot oder wenigstens halbtot aus einem Waggon hinausgeworfen hatte. Er war ein Jahr jünger gewesen als ich, und wir hatten gute Freundschaft geschlossen. Auch er hatte sehr an Heimweh gelitten. Ich hatte ihn schon früher nach seiner grausamen Behandlung im Waschraum für tot gehalten. Ich hätte ihm so gerne ein Wiedersehen mit den Seinen gewünscht, nach denen er sich so gesehnt hatte. Und nun war er nach all den Strapazen des Lagerlebens auf dem Rücktransport nach Dachau wie ein Stück Holz aus dem Zug geworfen worden. Diese Bilder werden mir unvergesslich bleiben.

Spät in der Nacht hielt der Zug an. Wir hörten die Lokomotive davonfahren. Man hatte uns offenbar auf ein Nebengeleis gestellt. Dort konnte man stunden- oder tagelang warten. Das hatten wir schon öfter erlebt. Am Morgen kam aber doch eine Lokomotive und fuhr unseren Zug weiter. Um die Mittagszeit wurden wir kurz vor einer kleinen Ortschaft wieder von einem Fliegeralarm überrascht. Aber der Stopp dauerte nur kurz. Nach der Ortschaft hielt der Zug wieder. Draussen hörte man Männerstimmen. Wir hofften auf ein Essen. Der Hunger plagte uns schrecklich. Wir hatten ja schon seit eineinhalb Tagen nichts mehr zum Essen bekommen. Tatsächlich gingen die Wachen von Waggon zu Waggon und liessen uns heraus. Sie verteilten eine Gulaschsuppe. Es musste alles sehr schnell gehen. Bald waren wir wieder in unseren Käfigen drinnen. Nach einiger Zeit tönte die Sirene. Als alles wieder still war, hörten wir hoch über uns die Bomber fliegen. Der Alarm wurde abgebla-

sen, wir blieben aber in der Ortschaft stehen. Da begannen sich einige über Durst zu beklagen. Und schliesslich litten alle unter dieser Plage. In unserem Lager war das Essen fast ohne Salz ausgegeben worden. Die Gulaschsuppe, die man uns heute vorgesetzt hatte, war so stark gesalzen und gewürzt gewesen, dass uns schon während des Essens der Hals und der Mund gebrannt hatten. Der Durst wurde fast unerträglich, er übertraf den Hunger an Qual. Das war aber noch nicht genug. Wir bekamen Bauchschmerzen und Stuhl drang. Einige machten einfach in einer Ecke nieder; diese blieb weiterhin der Platz für solche Zwecke. Man kann sich vorstellen, welchen Gestank wir bald drinnen hatten. Für uns wäre es sicher besser gewesen, wenn wir dieses Essen nicht bekommen hätten. Es hat bestimmt manchem von uns das Leben gekostet. Als es dunkelte, fuhren wir wieder weiter. Der Zug kam nur sehr langsam voran. Wir liefen Gefahr, in Gestank und Dreck ersticken zu müssen. Ich lehnte mich an die Wand und sank bald wieder in die Hocke, sodass ich mich doch etwas ausruhen konnte. Alle waren natürlich furchtbar müde. Es war jetzt schon die zweite Nacht ohne Schlaf in dem finsternen und stinkenden Waggon. Wir dösten so dahin; Schimpfen und Fluchen hörte man nur noch, wenn jemand im Stehen das Gleichgewicht verlor und über einen anderen fiel. Aber auch diese Nacht ging vorbei. Man rieb sich die Augen, gleichgültig, ob man geschlafen hatte oder nicht, und hoffte, dass man uns endlich einmal herauslassen würde, um etwas frische Luft zu schnappen oder vielleicht gar einen Kaffee zu erhalten. Es schien schon die Sonne, als der Zug tatsächlich anhielt. Die Waggonen wurden der Reihe nach

aufgemacht. Wir konnten austreten und uns ausstrecken. Alles musste natürlich sehr, sehr schnell gehen. Das Einsteigen war für uns sehr beschwerlich geworden. Ich musste mich auf allen vieren die Stufen hinaufziehen. Viele andere taten sich noch schwerer als ich. Auf den Kaffee hatten wir umsonst gehofft. Nachdem wir wieder eingeschlossen waren, ging es weiter. Nach mehreren Fahrtunterbrechungen kamen wir, geplagt von unerträglichem Hunger und Durst, in Dachau an. Auf die Lokomotive hätte man das Sprüchlein schreiben können: «Ich bin schon wieder da!» Die Waggons wurden geöffnet. Wir kamen aus dem finsternen Loch ans Tageslicht und an die frische Luft. Aber eine Qual löste die andere ab. Die panische Angst vor dem, was kommen wurde, blieb. Bei jedem Wort oder Schrei eines SS-Mannes zitterten wir und sanken innerlich zusammen. Hier im Hauptquartier waren wir der SS ja viel mehr ausgesetzt als in den Aussenlagern. Noch bevor alle ausgestiegen waren, mussten wir in Dreierreihen antreten. Es ging gar nicht so schlecht, ja besser, als ich es mir in unserem Zustand vorgestellt hatte. Wir wurden ein paarmal abgezählt. Mir fiel auf, dass noch ein Mann ausser meinem bereits erwähnten Kollegen auf der Fahrt zugrunde gegangen war. Dann hiess es: «Rechts um, im Gleichschritt marsch!» Und wir marschierten wieder durch das Lagertor, durch das ich vor vier Monaten eine Gruppe hatte herausmarschieren sehen. Ich konnte mich noch gut erinnern, wie armselig alle ausgesehen hatten. Jetzt, nach vier Monaten Konzentrationslager, wusste ich warum. Wir sahen noch erbärmlicher aus, der eine hinkte so, der andere anders, der eine ging schief daher, der ande-

re kam buckelig des Weges. Ich konnte nur mit Mühe mit der Gruppe Schritt halten. Meine erfrorenen Füsse schmerzten sehr. Aber ich strengte mich bis aufs Äusserste an, um ja nicht aufzufallen. Wir standen eine Weile, dann bekam jeder ein Stück Brot und eine Scheibe Wurst. Während des Essens konnten wir uns im Hof frei bewegen. Ich war einer der Letzten, der das Brot erhielt. Während ich ass, kam Toni Königsrainer auf mich zu. Er hatte schon längst alles aufgegessen und bat mich um ein Stück Brot, denn er habe so fürchterlichen Durst. Ich meinte, Brot könne doch nicht gegen Durst helfen. Er bat mich noch einmal um ein kleines Stück. Ich schaute zuerst ihn an und dann mein Brot. Er tat mir wirklich leid, aber ich konnte mich von meinem bisschen Brot nicht trennen. Ich ass es auf mit dem Gedanken, dass er ja das gleiche Stück erhalten hatte wie ich. Ich sehe ihn heute noch traurig und müde vor mir stehen. Aber ich glaube, er hat es mir nicht einmal ganz übelgenommen. Kurz danach sah ich ihn etwas aus einem im Hof stehenden Fass herausschöpfen. Ich wollte auch schon zum köstlichen Nass hinkommen. Aber noch früh genug sah ich, wie ein SS-Mann die anderen wegjagte. Als ich nahe am Fass vorbeikam, sah ich, dass es wirklich nur Dreck und Schlamm enthielt. Es wäre höchst gefährlich gewesen, diesen Schlamm zu trinken. Dann wurden wir in die Duschräume geführt. Dort warteten wir mit glühender Sehnsucht auf das Wasser. Als es endlich kam, fingen wir es mit Händen und Mund auf. Dieses Bild werde ich nie vergessen. Das Duschen bedeutete für uns sicher eine grosse Wohltat, obwohl wir nachher wieder in die schmutzigen Kleider schlüpfen mussten, die wir seit

vier Wochen nicht gewechselt hatten, und in deren Falten Läuse und Flöhe haufenweise steckten. Nachdem wir wieder im Hof angetreten waren, marschierten wir durch den Arresthof auf die am Bunker links angebaute Baracke zu. Ich freute mich schon, mich am Abend wieder auf einer Pritsche ausstrecken zu können. Aber diese Freude war nur von kurzer Dauer. Mit Schrecken sahen wir, dass alle Schlafräume heillos überfüllt waren. Die Tische, von denen in jedem Schlafraum einer gestanden hatte, waren auf den Gang gestellt worden. Als wir uns im Gang aufgestellt hatten, erklärte uns ein SS- Mann, dass dies der Raum für unsere Nachtruhe sei. Niemand dürfe sich Kleider oder Schuhe ausziehen, auch nicht während des Schlafes. Wir mussten also zu jeder Minute marschbereit sein.

WAS HATTE MAN MIT UNS NOCH VOR?

Jeder von uns stellte sich immer und immer wieder diese Frage. Schliesslich durften wir uns auf den Boden legen. Ich hatte einen Platz nicht weit vom Waschraum und dem Abort entfernt gefunden. Ich legte mich auf den harten Boden hin, die Mütze unter dem Kopf. Decke besass ich keine, aber es war zum Glück nicht mehr kalt. Meine erfrorenen Füsse schmerzten schrecklich. Als das Licht ausging, zog ich trotz des Verbotes meine Schuhe aus. Es tat so wohl, mit meinen wunden Füssen ohne Verband aus den Schuhen herauszukommen. Unsere Müdigkeit war so gross, dass wir die Läuseplage und andere Schmerzen bald gar nicht mehr merkten. Mit dem Platz, den ich für einen guten gehalten hatte, sollte ich mich aber bitter getäuscht haben. Ich hatte noch nicht lange geschlafen, als ich an meinem Fuss einen fürchterlichen Schmerz spürte. Einer, der auf den Abort ging, hatte mich getreten. Alle, die in dieser Baracke untergebracht waren, mussten an mir vorbeigehen, um in den Waschraum zu gelangen. Ich zog meine Füsse ein und hielt sie mit den Händen, damit mir nicht noch einmal das Gleiche passierte. Während der ganzen Nacht gingen die Kollegen hin und her. In der Früh zog ich die Schuhe wieder an. Nach einem schrillen Pfiff wurde Kaffee ausgeteilt. Heute würde man dieses trübe, ein wenig süssliche, warme Wasser, das damals für uns eine Köstlichkeit bedeutete, wohl kaum noch Kaffee nen-

nen. Nach dem Antreten im Arresthof marschierte die SS mit einem Grossteil der Häftlinge aus dem Lager hinaus. Ich meldete mich krank und musste in einen Nebenraum gehen, in dem ein Häftling anstelle eines Arztes Visite machte. Es waren noch etliche, die sich krank gemeldet hatten, darunter auch Toni Königsrainer. Ich musste mich bei der Visite auf einen Tisch legen, und der Arzt begann mit einem Instrument, meine eitrigen Zehen abzukratzen. Ich biss fest die Zähne aufeinander, um nicht schreien zu müssen. Schliesslich streute er ein weisses Pulver auf die wunden Stellen und verband sie leicht. Er gab mir auch ein Säckchen mit ein wenig von diesem Pulver mit. Damit sollte ich die Zehen jeden Tag bestreuen und wieder verbinden. Ich ging schon wie geheilt aus dem Raum, weil man mich nicht einmal angeschrien hatte, sondern wirklich heilen wollte. Ich wurde als krank anerkannt, musste aber in die Baracke zurück. Gegen Mittag ging die Sirene, und wir mussten hinter unserer Baracke in den ungefähr eineinhalb Meter tiefen Wassergraben hinunter. Das Wasser war natürlich abgelassen. Es schien die Sonne, und wir fanden es recht gemütlich. Vor der Bombardierung des Lagers brauchten wir keine Angst zu haben. Und draussen sollte es nur krachen, damit wir möglichst bald befreit würden. Nach einiger Zeit gab die Sirene das Entwarnungssignal, und wir mussten in die Baracke zurück. Aber die Rückkehr hatte bei vielen einen Haken, auch bei mir. Ich wollte an der Mauer, die an der Seite des Grabens angelegt war, hinaufklettern. Ich versuchte es immer wieder, aber meine Kraft reichte nicht mehr. Jemand, der das beobachtete, kam herbei und half mir. Danach mussten wir

zum Essen-holen antreten. Es gab die übliche Steckrübensuppe. Mir fiel auf, dass jetzt im Lager ein ganz anderer Wind wehte. Es wurde nicht mehr wegen jeder Kleinigkeit geschrien und geschlagen. Alle schienen aufs Äusserste gespannt zu sein. Wir Wehrmachts-Sträflinge waren ja von der grossen Masse der übrigen Insassen des Konzentrationslagers getrennt. Zwischen uns lag das grosse Gebäude mit Küche und Waschraum. Nur wenn wir vom Lager hinaus- oder ins Lager hineinmarschierten, sahen wir den Appellplatz und die Reihen der vielen Baracken. Unser Appellplatz war der sogenannte Arresthof mit Wirtschaftsgebäude und dem Bunker, in dem ich die ersten Tage in Dachau zugebracht hatte. In diesem Hof wurden vielfach Lagerstrafen, die Auspeitschung und auch die Erschiessungen durchgeführt. Wir Kriegsdienstverweigerer oder Fahnenflüchtige trugen auch nicht die gestreiften Häftlingskleider. Dafür waren auf jedes Kleidungsstück die Buchstaben «KZ» gemalt. Bei der Verurteilung hatten wir alle zehn bis fünfzehn Jahre Haft mit anschliessender Frontbewährung erhalten. Wenn wir uns also gut verhielten und noch halbwegs auf den Beinen stehen konnten, durften wir notfalls im letzten Augenblick an die Front geschickt werden. Das hätte in den Augen der SS einen Vorteil für uns bedeuten sollen gegenüber den eigentlichen Häftlingen des Konzentrationslagers. Aber im Grossen und Ganzen gab es da kaum einen Unterschied. Auch von den Unseren wurden viele auf der Stelle erschossen, manche waren zum Tode verurteilt und mussten monatelang mit der Angst, erschossen zu werden, in den Dunkelzellen des Bunkers in Dachau leben. Ich kannte einen solchen Verurteilten, der

sechzig Tage auf den Tod gewartet hatte, dann aber kurz vor der Befreiung begnadigt wurde, zu unserem Haufen kam und mit uns natürlich auf baldige Befreiung hoffte.

TODESTRANSPORTE ROLLEN

Am zweiten Tag nach unserer Rückkehr von Hersbruck erhielten wir am Abend zu zwölf ein Kommissbrot. Es war nicht dasselbe Brot wie vorher, sondern ein rechteckiger, ziemlich schwarzer Brotlaib. Zusätzlich gab es noch für jeden ein kleines Stück Schweinefett. Dieses Abendessen war eine Köstlichkeit, aber leider war es viel zu wenig. Als es zur Nachtruhe kam, suchte ich mir einen anderen Platz zum Schlafen aus. Ich kroch unter den Tisch. So hatte ich Schutz für meine Füße. Die Schuhe nahm ich als Kopfkissen. Das blieb nun mein Schlafplatz bis zur Befreiung. Die Tage und Nächte vergingen ohne grössere Ereignisse, und bei Tag sassen wir oft die längste Zeit im Wassergraben. Hoch oben zogen die Bomber durch die Lüfte, viel niedriger die Tiefflieger. Da traf ich einen Südtiroler, Alois Mantinger, Gufler in Villnöss. Er schien noch halbwegs bei Kräften zu sein. Wir erzählten einander unser Schicksal. Er berichtete mir, dass er bei der Bozner Polizei gewesen sei. Seine Einheit sei in Rom fast aufgerieben worden. Er und noch einige seien mit dem Schrecken davongekommen. Sie hätten nicht mehr recht gewusst, wo sie sich melden sollten und seien einfach heimgefahren. Daheim sei er von den Dorfhäuptlingen abgeschoben und der Polizei übergeben worden. Wegen Entfernung von der Einheit sei er zum Tode verurteilt und nach Dachau gebracht worden. Dort habe er sechzig Tage auf seine Hin-

richtung gewartet. So ähnlich erging es einem aus Reinswald, meinem Heimatort. Auch dieser wurde von den Ortsgewaltigen abgeschoben, der Polizei übergeben, nach Danzig geschickt und dort einer Strafkompagnie zugeteilt. Dann kam er an die Front. Dort hatte er noch Glück und kam davon. Viel später hörte ich, er sei auf der Flucht vor den Russen an Ruhr gestorben. Aber amtlich bestätigen konnte das niemand. Alois Mantinger half mir jetzt jeden Tag vom Wassergraben herauf. Er war ein zäher Kerl, Anfang dreissig. Wenn man einen Landsmann traf, wurde man immer wieder aufgemuntert. Allein stand man oft am Rande der Verzweiflung und verlor jede Hoffnung. Jetzt kehrten immer wieder Transporte und Marschkolonnen von den Aussenlagern nach Dachau zurück. Überall dort, wo die Front heranrückte, wurden die Lager geräumt und die Häftlinge in das Hauptlager geschickt. Das waren dann richtige Todesmärsche. Tagelang blieben sie ohne Essen und wurden von der Wache zu höchster Eile getrieben. Wer nicht mitkam, wurde erschossen oder erschlagen. Wie man uns später erzählte, kamen bei manchen solcher Rückmärsche nur wenige ans Ziel. Noch schlechter erging es denen, welche mit dem Zug transportiert wurden. Diese Transporte waren acht bis vierzehn Tage ohne Essen unterwegs. Die Leute waren eingesperrt, ohne je an die frische Luft zu gelangen. Von diesen Häftlingen kam oft nur mehr die Hälfte lebend in Dachau an. Die Waggons mit ihren Sterbenden und Toten boten ein Bild des Grauens. Wer das überlebte, musste wohl an ein Wunder glauben. Eines Tages kam eine Marschkolonne aus Moosbach. Trotz des drei Wochen langen Marsches waren die Häftlinge in verhältnismässig guter Verfassung. Ich sass vor

unserer Baracke im Arresthof. Es schien die Sonne, ein Grossteil der Häftlinge war ausgerückt, ich war dabei, meine wunden Füße zu verbinden.

Da kamen zwei junge Burschen auf mich zu, blieben vor mir stehen und redeten mich auf Deutsch an. Sie fragten, woher ich käme. Ich konnte an ihren Gesichtern ablesen, wie überrascht sie waren, einen Sarnier anzutreffen. Noch mehr freute es mich natürlich, wieder mehr Landsleute in meiner Nähe zu haben. Es waren die zwei Brüder Erich und Karl Pichler von der Nesselgrube in St. Leonhard in Passeier. Sie hatte dasselbe Los getroffen wie mich. Statt einzurücken waren sie geflüchtet. Später hatten sie sich der Polizei gestellt, weil man gedroht hatte, die Eltern und alle Verwandten zu verhaften. So waren sie nach einigen Wochen Gefängnis nach Dachau und von dort ins Aussenlager Moosbach gebracht worden. Jetzt waren sie nach dreiwöchigem Marsch nach Dachau zurückgekehrt. Wir trafen uns öfter. Beide waren auch noch sehr jung, neunzehn und zwanzig Jahre alt, sehr mager und am Ende ihrer Kräfte. Wir hatten alle Angst, dass man uns im letzten Moment vor der Befreiung noch alle umbringen würde. Je näher es dem Ende zuing, desto mehr nagte diese Sorge in unserem Herzen. Von irgendjemand erfuhr ich, dass Toni Königsrainer ins Revier gebracht worden war. Ich besuchte ihn. Er war gar nicht so schlecht beieinander, und auch er selbst meinte, er würde bald entlassen werden. Aber es war das letzte Mal, dass ich ihn sah. Als ich ihn ein paar Tage später noch einmal besuchen wollte, war er nicht mehr anwesend. Ich glaubte zunächst, er sei entlassen worden, aber ich konnte ihn nirgends mehr finden. In

den letzten Tagen vor der Befreiung hatte ihn auch sonst niemand mehr gesehen. Vielleicht hatte ihn der Typhus befallen, der in der letzten Zeit in Dachau wütete, oder er war einfach an Hunger und Schwäche eingegangen.

AM TAG DER BEFREIUNG

Man hörte jetzt Tag und Nacht den Lärm von der Front, welche immer näher rückte. In der Nacht sah man ununterbrochen die Explosionen der Granaten. Schlafen konnte man sowieso wenig. Meine Knochen schmerzten, da ich jetzt schon über zwei Wochen auf dem harten Boden gelegen hatte. Ich wusste bald nicht mehr, wie ich mich drehen sollte. Immer wieder sausten Tiefflieger über uns hinweg. Eines Morgens wurden alle, die irgendwie gehfähig waren, eingekleidet und an die Front geschickt. Es blieben nur noch wenige von uns zurück: die zwei Passeur Erich und Karl Pichler, einige Italiener und ich. Wir wussten nicht, was dieses Vorgehen bedeuten sollte. Sollten wirklich Leute ohne Ausbildung und ohne Waffen so einfach an die Front geschickt werden? Oder wollte man doch noch die Besten heraussuchen und uns armselige Gestalten, die kaum Chancen zum Überleben hatten, am Ende abknallen? Die SS kümmerte sich nicht mehr um uns. Man sah kaum noch jemanden von ihnen. Wir erhielten unser Essen wie üblich; tagsüber hockten oder lehnten wir in unseren Baracken herum. Mit Freude, aber auch mit ein wenig Angst im Herzen, warteten wir auf die Befreiung. Nun fand schon seit zwei Tagen kein Zählappell mehr statt. Diese Appelle hatten zu den gefürchtetsten Tagesordnungspunkten gehört, von denen so mancher nur noch tot weggetragen worden war.

In der Nacht döste ich so vor mich hin. Ich erinnerte mich an die ersten Tage im Lager, dachte an die vergangenen Tage und Wochen. Ich liess das Geschehen noch einmal in meinem Geist vorüberziehen. Ich dachte, wenn es jetzt noch gut ginge und ich mit dem Leben davonkäme, konnte alles andere nicht mehr so schlimm werden. Ich betete besonders um den Frieden und um eine glückliche Heimkehr meiner vier Brüder, die im Kriege standen, für meinen geflüchteten Bruder, für meine Eltern und auch für mich selber. Bis zu unserer Befreiung konnte es nur noch Stunden dauern. Am frühen Morgen hörten die Schüsse auf. Und ich schlief ein.

Als ich aufwachte, schien die Sonne zum Fenster herein. Der Tag begann schön und friedlich, er überdeckte alle dunklen und schweren Tage der Vergangenheit. Zum Frühstück erhielten wir sogar Milchkaffee. Unsere Freude und Hoffnung steigerten sich immer weiter. Es sollte für mich der schönste, aber auch der schrecklichste Tag meines Lebens werden.

Nach dem Frühstück schlenderten wir durch den Arresthof. Da sich kein SS-Mann sehen liess, gingen wir weiter in Richtung Lagertor. Niemand störte uns auf unserem Weg. Wir gingen in die Effektenkammer, um unsere Zivilkleider zu suchen. Es war ein grosser Raum, und an der Decke hingen in peinlicher Ordnung die nach dem Alphabet eingeteilten Säcke. Daher fand ich auch bald meine Kleider. Ich packte sie aus, sie stanken fürchterlich. Das war ja kein Wunder, denn sie waren vom Körper weg in den fast luftdichten Sack gekommen. Während ich so herumkramte, fiel mir der Rosenkranz ein, den ich, um ihn zu retten, in ein zerrissenes Ärmelloch gesteckt hatte. Ich fand ihn auch gleich. Ich wollte meine Bergschuhe wieder

anziehen, aber sie waren so geschrumpft, dass ich mit meinen angeschwollenen Füßen unmöglich hineinschlüpfen konnte. Ich packte meine Zivilkleider in einen Koffer, den ich da liegen sah. So gingen wir mit unseren Sachen zum Lagertor, wo wir uns unserer Freiheit vergewissern wollten. Das Tor war offen. Wir zögerten natürlich nicht lange und gingen hinaus, ohne zu wissen, was wir eigentlich wollten. Wir gelangten jetzt ins SS-Lager, wo wir früher bei Gott nichts zu suchen gehabt hatten. Wir gingen auf die SS-Küche zu in der Hoffnung, etwas Essbares zu finden. Leider war unsere Hoffnung umsonst. Alle Töpfe waren leer, wir fanden nicht einmal ein Stück Brot. Wir schritten wieder auf den Platz hinaus und waren jetzt fast sicher, dass wir wirklich frei waren. Wir hätten vor Freude Luftsprünge machen können. Ich kam mir vor wie ein kleines Kind, das noch nicht sicher auf den Füßen steht und leicht umpurzelt. Da ich so schwach war, konnte ich keine Luftsprünge machen, war aber zu jedem Spass bereit. Von diesem Augenblick an vergass ich alles, was zuvor geschehen war. Man muss erlebt haben, was wir mitgemacht hatten, um zu verstehen, was uns jetzt die Freiheit bedeutete. Wir schlenderten im SSRevier herum, schauten bald da, bald dort in eine Baracke, aber was wir eigentlich suchten, etwas Essbares, fanden wir nicht. Man sah hin und wieder einen SS-Mann aus einem Barackenfenster heraus schauen, aber keiner kümmerte sich um uns. Wir gingen ins Kleidermagazin und stöberten dort eine Weile herum. Da hörten wir ein paar Schüsse. Als wir vorsichtig beim Fenster hinausschauten, sahen wir, wie sich ein SS-Mann auf dem Boden hinter der Baracke wälzte, dann aufsprang und verschwand. Auf der anderen Seite schlichen zwei Ameri-

kaner durch den Föhrenwald, von einem Baum zum anderen, zu uns vor. Sie verschwanden hinter einer SS-Baracke, und wir stöberten im Magazin weiter. Wir packten einige Sachen zusammen, um sie mit heim zu nehmen. Und dann fiel jemandem ein, unsere verlausten Hemden gegen solche, die wir hier fanden, auszutauschen. Gesagt, getan. Wir trugen diese schmutzigen Hemden voller Ungeziefer nun ja schon bald zwei Monate lang. Während wir da herumhantierten, wurde plötzlich die Tür aufgerissen, und es traten zwei Amerikaner mit den Maschinengewehren im Anschlag ein. Wir lachten ihnen entgegen, sie waren ja doch unsere Befreier. Einer von den beiden forderte uns auf, mit ihnen zu gehen. Wir wollten unsere gepackten Sachen mitnehmen, aber er bedeutete uns, wir könnten sie später holen. Wir sollten nur kurz mit ihnen gehen. So folgten wir ihnen einfach so, wie wir waren, ohne Jacke, nur mit Schuhen, Hose und mit dem gewechselten sauberen Hemd. Es schien die Sonne, es war ein schönes Frühlingswetter. So stapften wir mit den Männern an etlichen Baracken und Häusern vorbei und kamen zu einem grossen Tor. Im Hof drinnen lag eine Menge erschossener SS-Männer. Einer lebte noch und wollte sich aufrichten. Aber man streckte ihn mit ein paar Schüssen endgültig nieder. Im Vorbeigehen meinten wir unter uns, es geschehe ihnen ganz recht, dies sei die gerechte Strafe für sie. Da befahl man uns stillzustehen und stellte uns nicht weit von den SS-Männern mit dem Gesicht an eine Mauer. Die Hände mussten wir über dem Kopf zusammenhalten. Da lief es mir eiskalt über den Rücken. Man hatte uns ja nicht im Häftlingslager aufgestöbert, sondern im SS-Lager, in dem

sie vorher die SS-Männer gefangen und dann im Hof erschossen hatten. Noch dazu trugen mehrere von uns die vorher ausgetauschten neuen SS-Hemden. So war es möglich, dass wir irrtümlicherweise als SS-Männer an die Mauer gestellt worden waren. Mir wurde einmal heiss, einmal kalt. Ich sah in Gedanken schon, wie die Männer hinter uns die Gewehre auf uns richteten. Es würde wohl nur noch Sekunden dauern, bis sie auch uns niederstreckten. Ich betete, ich wollte jetzt wirklich nicht sterben. Am Vormittag die grosse Freude über die erlangte Freiheit und die Hoffnung auf eine rasche Heimkehr, und jetzt am Nachmittag die Angst, erschossen zu werden. Das war einfach zu viel auf einmal. Ich weinte, betete, alle möglichen Gedanken gingen mir durch den Kopf. Es konnte ja jeden Augenblick krachen. Die Angst, die ich damals spürte, bleibt mir unvergesslich. Neben mir standen die zwei Passierer, Erich und Karl Pichler, und einige Italiener. Ich weiss nicht, wie lange wir dastanden. Mir kam es jedenfalls unendlich lang vor. Hinter uns hörten wir die Stimmen. Dann durften wir die Hände herabnehmen und uns umdrehen. Ich sah ein paar amerikanische Offiziere und einige Soldaten mit Maschinenpistolen in den Händen. Sicherlich hatten sie vorher alle über unser Schicksal diskutiert und waren dann doch auf den Gedanken gekommen, dass wir keine SS-Leute, sondern zu früh aus dem Lager entkommene Häftlinge waren. Man trieb uns vom SS-Lager hinaus, und wir trotteten auf der Strasse dahin. Ich war wie geschlagen und zitterte am ganzen Körper, denn ich konnte es noch nicht glauben, dass wir mit dem Leben davongekommen waren. Ausserhalb des Lagers wurden wir in ein grösseres Gebäude geführt, wo wir mehrere gefangene Soldaten trafen. Die Soldaten, die noch einen Ruck-

sack hatten, mussten alles auspacken, sie mussten alle Lebensmittel, die Konserven und das Brot abgeben. Ich stand neben einem Soldaten und sah in seinem Rucksack einen grossen Laib Brot. Ich brachte meine Augen nicht mehr davon weg, denn ich hatte so schrecklichen Hunger, und ich bat den Soldaten um ein Stück. Er zögerte eine Weile, aber weil ich nicht nachliess, schenkte er mir ein kleines Stück. Dann mussten wir durch eine Kontrolle, und ich sah, dass man dem Soldaten das ganze Brot abnahm. Mich schaute die Kontrolle verwundert an, da ich weder Mantel noch Mütze noch Jacke hatte, und wahrscheinlich fiel ihnen auch mein blasses, abgemagertes Gesicht auf. Wir mussten in ein grosses Gebäude hineingehen. Der Raum sah aus wie ein Theatersaal ohne Bänke und Stühle, vorne war eine grosse Holzbühne. Es mögen etwa hundert bis hundertfünfzig Gefangene da gewesen sein. Uns Häftlinge des Konzentrationslagers hatte man einfach zu den gefangenen Soldaten gebracht. Es ging gegen Abend zu, und alle hatten Hunger, aber man sagte uns, wir würden erst am nächsten Mittag das Essen bekommen, das man den Soldaten abgenommen hatte. Viele murrten und fluchten, aber das half alles nichts. Wir Lagerhäftlinge hatten schon öfter zwei bis drei Tage ohne Essen aushalten müssen und waren auch nicht gestorben. Als ich wusste, dass es kein Abendessen geben würde, suchte ich mir einen Platz zum Liegen. Ich ging auf die Holzbühne, zog die Schuhe aus und legte mich an die Wand. Ich war sehr müde und niedergeschlagen und wollte schlafen.

Aber jetzt meldeten sich wieder meine wunden Füsse, und alle Knochen taten mir weh. Heute hatte ich nicht einmal eine Jacke oder einen Mantel bei mir, sondern nur

Hemd und Hose. Die Schuhe legte ich unter den Kopf, und die Füße rückte ich an die Wand, damit mir niemand drauftreten konnte. Trotz der Müdigkeit konnte ich nicht so schnell einschlafen. Der Tag war zu aufregend gewesen. Am Vormittag die unendlich grosse Freude, frei zu sein, am Nachmittag die traurige Überraschung, an die Mauer gestellt zu werden. In unseren SS-Hemden hatten uns die Amerikaner wahrscheinlich als Häftlinge des Konzentrationslagers nur deswegen erkannt, weil wir ihnen gegenüber ein ganz besonders fröhliches Benehmen an den Tag gelegt hatten. Auch unser erbärmliches Aussehen dürfte den Amerikanern zu denken gegeben haben. Weil wir verschiedene Kleider trugen, hatte man uns nicht mehr ins Lager, sondern zu den gefangenen Soldaten geschickt. Es herrschte eine unruhige und gemischte Stimmung im Raum. Die einen freuten sich, heil von der Front davongekommen zu sein, die anderen beklagten sich über die Gefangenschaft. Ich war froh, wieder einmal mit dem Leben davongekommen zu sein. Für mich waren die letzten Stunden sozusagen die letzte Station des Leidensweges im Konzentrationslager gewesen. Nicht weit von uns entfernt wurde noch hart gekämpft. Es krachte und donnerte andauernd. Als es dunkel wurde, sah man das Blitzen und Leuchten der Geschosse. Es dauerte noch drei Tage, bis alles verstummte. Ich fühlte mich irgendwie von der Schreckensherrschaft befreit, war aber immer noch – und schon wieder – ein Gefangener, und meine Leidenszeit sollte noch andauern.

Die Nacht verging mit vielen Sorgen im Kopf wegen der kommenden Tage. Man soll sich, wie der Vormittag gezeigt hatte, eben nie zu früh freuen. Am nächsten Tag

war wieder herrliches Wetter. Die Sonne schien beim Fenster herein und munterte uns ein wenig auf. Doch eine Plage nagte an uns allen: der Riesenhunger. Die Soldaten, die vielleicht am Vortag noch genug gegessen hatten, beklagten sich sehr; wir aber, die wir schon monatelang gehungert hatten und nur noch Haut und Knochen waren, ergaben uns eher dem Schicksal. Es kamen immer wieder neue Gefangene zu uns. Es ging auf Mittag zu, und alle warteten wir hart auf das versprochene Essen; aber man sagte uns stattdessen, am nächsten Tag bekämen wir zu essen. Also noch einen Tag ohne Essen! Man schimpfte und fluchte über die schlechte Organisation. Ich ergab mich ganz; im Konzentrationslager hatten wir nicht aufbegehren dürfen, und hier nützte es auch nichts. Ich betete immer wieder, und besonders wenn mir die Situation trostlos erschien, bekam ich durch das Gebet wieder neue Hoffnung.

SECHS TAGE HUNGERN

Ich sass an die Wand gelehnt da und beschäftigte mich mit meinen wunden Zehen. An einem Fuss waren sie seit der Behandlung ein wenig geheilt, aber am anderen schaute es schlecht aus. Ich konnte wohl neu verbinden, aber das half nichts, denn ich hatte weder eine Salbe noch sonst etwas daraufzutun. Ich drehte den Verband um oder rückte ihn weiter, bis er mit der Zeit vollständig mit Eiter und Blut bedeckt war. Es gab kein Wasser zum Waschen, die Schuhe waren innen voll Schmutz, weil ich manchmal beim Gehen blutete. Es war für mich eine grosse Plage, ohne Socken in die harten, verschmutzten Schuhe hineinzuschlüpfen. Ich lehnte an der Wand halb schlafend, halb wach. Von der Front hörte man ein Krachen und Donnern. Vor München wurde hart gekämpft; die Deutschen wollten immer noch nicht aufgeben. Neben mir stand ein älterer Mann in einer braunen Uniform. Er hatte mich wohl schon längere Zeit beobachtet und mein Elend gesehen. Er rüttelte mich an der Schulter und beugte sich zu mir herab, um mich zu fragen, ob ich wirklich ohne Jacke, Mantel und Decke sei. Ich bejahte und wandte mich von ihm ab, denn ich wollte in meiner Müdigkeit nicht gestört werden. Ich hockte da, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, die Beine angezogen, die Knie mit den Armen umschlungen und den Kopf vorgebeugt. So hoffte ich, schlafen zu können. Aber der Mann liess mir keine Ruhe. Er rüttelte mich

wieder, und ich schaute verstört zu ihm auf. Er hielt mir einen Mantel hin und sagte, den schenke er mir, er habe noch einen für sich selbst.

Ich nahm den Mantel dankbar entgegen, war überrascht und freute mich, dass sich jemand meiner erbarmt hatte. Ohne diesen Mantel hätte ich die nächsten Tage sicher nicht überlebt. Der Mann entfernte sich von mir, tauchte unter den Gefangenen unter, und ich sah ihn nicht mehr wieder. Ich nahm den Mantel über und döste dahin. Es verging Stunde um Stunde, man brachte immer wieder neue Gefangene, und wir hatten es jetzt ziemlich eng im Raum. In dieser Nacht war es etwas ruhiger. Die Front war ein Stück weggerückt und störte uns nicht mehr. Ich hatte mir den Mantel angezogen. Er war so gross, dass ich ihn zweimal herumwickeln konnte, und ich schlief verhältnismässig gut. Am Morgen rieben wir uns ein wenig die Augen, denn zum Waschen gab es nichts. Das Wetter war nebelig und trüb, und auch die Stimmung in unserem Raum war trüb und niedergeschlagen. Der Hunger plagte uns sehr, alle sprachen nur noch vom Essen und warteten auf das versprochene Mittagessen. Viele murrten und klagten wieder. Ich betete stattdessen ein wenig und bekam wieder neue Hoffnung. Während wir so sehnsüchtig auf das Essen warteten, kam zu unserem Schrecken der Befehl, alles zum Abmarsch zu packen. Ich hatte nichts zu packen, war aber doch der Letzte, der zum Tor hinausging. Es waren ungefähr dreihundert Gefangene. Für viele von uns war es der dritte Tag ohne Essen. Wir marschierten eine Weile über eine Strasse. Ich hatte grosse Mühe mitzukommen. Meine Kräfte verliessen mich langsam, was auch kein Wunder war, noch dazu schmerzten meine wunden Füsse. Von den Amerikanern wurden wir immer mehr

angetrieben. Nach einer Weile kamen wir auf eine Wiese, irgendwo zwischen Dachau und München, auf der schon Hunderte von Gefangenen standen und zu denen immer mehr dazukamen. Um die Wiese war in Form eines Kreises ein Drahtverhau gezogen, und es wurden Maschinengewehre aufgestellt, um eine Flucht zu verhindern. Es begann, leicht zu regnen, und es war eher kühl. Bei den Neugekommenen suchte man nach Bekannten oder man versuchte ein Stück Brot zu erbetteln. Es wurde Abend. Manche stellten ein Zelt auf und krochen hinein. Vielfach sah man Gruppen von Menschen, die sich Zeltplanen über die Köpfe hielten, um sich vor dem Regen zu schützen. Ich merkte nun, wie wertvoll der geschenkte Mantel war; ohne ihn wäre mir der Tod sicher gewesen. Wir trotteten langsam im Lager herum, um nicht zu erfrieren. Um uns herum leuchteten überall Scheinwerfer, und doch versuchten einige zu fliehen. Spät in der Nacht hörte man Maschinengewehrsalven. Gefangene hatten an einer etwas dunkleren Stelle den Drahtverhau durchgeschnitten, und eine Menge von ihnen war geflüchtet. Als dies die amerikanischen Wachtposten sahen, schossen sie auf die Flüchtenden. Manchen gelang die Flucht, andere wurden verwundet und einige auch getötet. Ans Flüchten konnte ich überhaupt nicht denken; dazu war ich viel zu schwach. Am frühen Morgen begann es zu schneien, der Boden war kalt und nass. Man konnte sich weder hinlegen noch setzen. Ich war sehr müde und ging manchmal in die Hocke. So sass ich eine Weile auf meinen Fersen, bis ich einschlief, das Gleichgewicht verlor und umfiel. Ich glaube, manchmal schlief ich vor lauter Müdigkeit minutenlang im Stehen.

Wie üblich dachte ich ans Essen. Warmen Tee oder Kaffee hätten wir wirklich nötig gehabt. Aber es war aussichtslos. Wir wurden immer auf den nächsten Tag vertröstet. Und dies war der vierte Tag, an dem wir nichts zu essen bekamen. Es wurde, abgesehen von der Angst vor dem Vernichtetwerden, schlimmer als im Konzentrationslager. Dazu kam noch das schlechte Wetter. Der durch den Regen nass und schwer gewordene Mantel wurde mir zur Last, und doch brauchte ich ihn, um mich vor Kälte und Regen zu schützen. Es regnete mehr oder weniger den ganzen Tag. Gegen Abend fing es wieder leicht zu schneien an. Im Lager wurde es immer unruhiger, und immer wieder versuchten einige, in der Dunkelheit auszubrechen. Ob man so oder so zugrunde ging, war dasselbe. Manchem mag die Flucht gelungen sein, aber es blieben auch immer Verwundete und Tote zurück, weil die Amerikaner einfach in die Menge hineinschossen. Die meisten waren bis auf die Haut durchnässt, und ein unbeschreiblicher Hunger quälte uns alle. Ich hatte Angst vor der Nacht. Hinlegen konnte ich mich nicht. Der Boden war voller Pfützen und die Erde von den vielen Gefangenen zu Brei zertrampelt. «Wie werde ich diese Nacht überleben? Werde ich sie überhaupt überleben? Vielleicht liege ich in der Früh zusammengekauert irgendwo tot am Boden.» Diese Gedanken gingen mir immer wieder durch den Kopf. Dann zwang ich mich wieder zum Durchhalten, und es fielen mir wieder die tröstenden Worte des Lagerchefs von Herbruck ein, der mich zum Durchhalten ermutigt hatte, um wieder ins schöne Südtirol und zu meinen Lieben daheim gelangen zu können.

Während ich um eine glückliche Heimkehr betete, rollten mir immer wieder ein paar Tränen ins Gesicht. Ich liess ihnen freien Lauf, denn ich schämte mich nicht, in meinem Elend zu weinen. In der Nacht schlief ich ein wenig in der Hocke, musste dann jedoch immer wieder herumgehen, um mich zu erwärmen. Bis in den späten Vormittag des nächsten Tages hofften wir auf Tee oder Kaffee. Dann schwand unser Hoffen. Wir erfuhren aber, dass im Lager irgendwo Wasser zu bekommen sei. Es herrschte jedoch so ein Gedränge, dass nur die Kräftigeren ans Wasser herankamen. Unseren hätte man zertrampelt. Es hatte aufgehört zu regnen und zu schneien, doch es war noch neblig und ziemlich kühl. Es war der fünfte Tag ohne Essen, und ich glaubte nicht mehr daran, etwas zu bekommen. Mich verliess langsam der Mut und die Kraft weiterzuleben. Meine Freunde, die mir immer Mut gemacht hatten, waren irgendwo im Gedränge. Ich gab auf, war müde und wollte nur noch schlafen. Daneben waren wieder die Gedanken an meine Lieben daheim, aber sie waren zu schwach, um mir Hoffnung zu geben. Mit dem Herrgott hatte ich, wie ich meinte, längst alles in Ordnung gebracht. Ich ergab mich nun ganz seinem Willen. Ich liess mich langsam auf dem nassen und schmutzigen Boden nieder, und mir kam vor, ich würde einschlafen und nie mehr aufwachen, und mein unbeschreibliches Elend habe ein Ende. Ich hatte mich eine Weile mit diesen Gedanken beschäftigt, als mich jemand an der Schulter rüttelte und zu mir sagte: «Hoi, Sarner, steh auf!» Es waren die Passeierer Brüder Pichler, die mich zufällig da liegen gesehen und sofort erkannt hatten. Sie meinten, ich solle mich zusammennehmen und aufstehen, denn hier am Boden ginge ich zugrunde. Man würde uns schon nicht verhungern lassen. Ich

glaubte ihnen nicht, aber die beiden gaben nicht nach und halfen mir beim Aufstehen. Sie sagten, wir müssten nur noch kurz durchhalten, um wieder heimzukommen. Das Wort «Heimkommen» liess mich wieder hoffen, und ich vertraute noch einmal meinen Kollegen. Diese liessen mich nicht mehr aus den Augen, sonst hätte ich vielleicht abermals aufgegeben. Meine Kollegen waren für mich in diesem Moment wirkliche Schutzengel. Meine Kräfte hätten da nicht mehr ausgereicht. Immer habe ich an Hilfe durch das Gebet geglaubt, und so hoffte ich auch dieses Mal, durch das Gebet meiner Lieben daheim und von uns selbst und mithilfe der Kollegen von hier noch wegzukommen. Das Wetter hatte sich gebessert, und es schien sogar teilweise die Sonne. Das half auch nicht, uns aufzuheitern. Der Boden trocknete bald ein wenig, sodass man sich hinsetzen oder -legen konnte. Am Abend waren wir immer noch ohne Essen, aber von der verantwortlichen Stelle wurde uns versichert, dass es am nächsten Tag bestimmt klappen würde. Die Nacht war kühl, die Gefangenen standen gruppenweise zusammen. Manche breiteten die Zeltplane auf dem Boden aus und legten sich darauf, andere hockten sich Rücken an Rücken, um sich so gegenseitig Halt zu geben. Ich legte mich einfach mit dem Mantel auf den Boden und stülpte den Kragen hoch, damit ich nicht mit dem Kopf auf der blossen Erde liegen musste. So schlief ich bald ein, wachte aber immer wieder auf. Jetzt hatte ich Angst davor, nicht mehr aufzuwachen. Die Passierer hielten sich sitzend oder stehend in meiner Nähe auf; so verging auch diese Nacht. Es wurde früh hell, und es schien ein schöner Tag zu werden. Unsere Gedanken waren schon wieder beim Essen.

ESSEN

Am späten Vormittag brach grosser Jubel los. Wir sahen, wie die Amerikaner ausserhalb unseres Lagers an mehreren Stellen von grossen Lastwagen eine Menge Kartons mit Konserven abluden. Es dauerte aber noch Stunden, bis es zur Verteilung kam. Man muss sich die Vorfreude vorstellen! Für viele war es der sechste Tag ohne Essen. Alle schauten zu den Kartons hin, und in Gedanken assen wir schon. Ich hatte nur eine Sorge: Immer wieder drängten sich die Kräftigsten nach vorne, und ich dachte, es könnte mir so ergehen wie beim Wasserholen, als ich mich nicht hinwagte, um nicht zertrampelt zu werden. Aber hier ging es, Gott sei Dank, gerecht zu. Hinter jedem Karton standen in langen Reihen viele Gefangene, dann ging es los. Jeder Einzelne musste an der Verpflegungsstelle vorbei, und im Laufen wurden ihm von zwei Amerikanern zwei Konservendosen zugeworfen. Es ging ziemlich schnell, doch ich stand ganz hinten und musste lange warten, bis ich an die Reihe kam. Ich schaute voller Sorge auf die Verpflegungsstelle hin, denn ich hatte Angst, dass es nicht reichen würde. Endlich war auch ich dran. Ich konnte nicht laufen, nahm mich aber zusammen, schnell vorbeizukommen und die Dosen aufzufangen, die man mir zuwarf. Es waren ganz kleine Dosen; die eine war schwer, die andere ganz leicht. Ich suchte mir einen Platz und setzte mich im Schneidersitz hin. Als ich die Dosen öffnete, hörte und sah

ich ringsherum nichts mehr. In der einen Dose waren Fisolien in Öl, in der anderen drei Kekse, eine kleine Schokolade und vier Zuckerten. Bevor ich zum Essen kam, brach ich in Tränen aus. Solche Köstlichkeiten hatte ich schon lange nicht mehr gesehen. Nach monatelangem Hungern und den letzten sechs Tagen ohne Essen, ohne Wasser, begann ich zu essen. Dabei rannen mir ununterbrochen die Tränen über das Gesicht, und so ass ich manche Träne mit. Ein weiser Spruch sagt, man müsse das Brot einmal mit Tränen vermischt gegessen haben, um erst seinen Wert ganz zu erkennen. Ich wünsche das bestimmt niemandem, aber manche Menschen dürften ruhig ein wenig mehr Ehrfurcht vor dem Brot haben. Diese Mahlzeit, wenn auch viel zu karg, werde ich – neben so manch anderer – wohl nie mehr in meinem Leben vergessen. Ich bekam neue Hoffnung. In diesem Moment vergass ich wieder alles Traurige von früher und dankte Gott, dass er mich diese schweren Tage hatte überleben lassen. Ich sass lange da, und dann begann ich mich wieder für das zu interessieren, was um mich herum vor sich ging. Nicht weit weg von mir sah ich meine Passeurer Kollegen, und es war ein Trost, nicht allein zu sein. Ich glaube, sie hatten mich vorher beim Essen beobachtet und mich nicht stören wollen. Als sie sahen, dass ich suchend herumschaute, kamen sie auf mich zu. Wir unterhielten uns eine Weile über das gute Essen und meinten, dass es so schon wieder aufwärtsgehen würde. Sie wussten dann auch, dass man am nächsten Tag anfangen würde, uns in ein anderes Lager zu überführen. In dieser Nacht schlief ich verhältnismässig gut. Ich fror zwar ein wenig, denn durch das schlechte Wetter am Vortag wa-

ren meine Kleider noch ein wenig nass. Ich freute mich auf die Sonne am nächsten Tag. Tatsächlich fing man an, mit Lastwagen Gefangene wegzufahren. Mir kam vor, als würden die Gefangenen nach ihrer Nationalität sortiert. Gegen Mittag hatte man schon viele Gefangene weggebracht. Ich sah, dass einige ausserhalb des Lagers auf ein kleines Häuschen zgingen, und dachte mir gleich, dass es da etwas zu essen geben müsse. Ich schleppte mich dann auch hin. Es wurde ein köstlicher Haferbrei ausgeteilt. Ich kam nach kurzer Zeit dran, und jemand liess mir sein Essgeschirr. Vor mir sah ich einen grossen Kochtopf – noch halb voll mit Brei. Mir kam vor, ich hätte alles allein aufessen können. Ich bekam eine tolle Portion. Es schmeckte vorzüglich. Der Brei war süss und ziemlich dick, fast wie ein Mus. Für uns war es das Richtige: leicht verdaulich und doch kräftigend. Ich war einer der Letzten beim Wegfahren. Ein paar Kollegen zogen mich auf den Lastwagen, wo wir so eng zusammengepfertcht waren, dass man unmöglich hätte umfallen können. An irgendeinem Platz wurden wir dann wieder abgeladen, kamen zu den anderen Gefangenen hinzu, mussten dann aber wieder weiterziehen und kamen so über Heilbronn bis an die französische Grenze. Wir trafen dabei wieder die anderen Kollegen aus dem Konzentrationslager, die man am 25. April an die Front hatte schicken wollen. Wie sie erzählten, waren sie nicht weit gekommen. Man hatte sie wohl eingekleidet, aber Waffen hatten sie nicht erhalten. Manche von ihnen waren geflohen, so zum Beispiel Luis Mantinger aus Villnöss, und wahrscheinlich auch mein früherer italienischer Arbeitskollege Giovanni Filz aus Trient, von dem ich nie mehr etwas gehört habe. Die Lager, in denen wir unterge-

bracht wurden – unter freiem Himmel –, waren stets nur mit Drahtverhau umzäunte Wiesen. Wir waren jeder Witterung ausgesetzt, und besonders wir Schwachen litten sehr darunter. Später erinnerte ich mich oft an diese Zeiten, wenn ich im Frühjahr oder Sommer bei schlechtem Wetter auf den Berg ging und die Tiere so ohne Schutz dastehen sah. Bei mir, und auch bei manch anderem, stellte sich ein neues Übel ein. In der Nacht schwellen meine Füsse – und auch der Kopf, besonders um die Augen herum – so stark an, dass ich am Morgen kaum mehr sehen konnte. Ich erinnerte mich an einen Arbeitskollegen aus dem Lager Herbruck, der auch eine Zeitlang so angeschwollen und dann gestorben war. Deshalb hatte ich grosse Angst, es könnte ein Vorzeichen des baldigen Todes sein. Ich sah fürchterlich aus und wollte mein Gesicht vor den anderen verbergen. In diesem Zustand sagte mir ein Kollege, er habe einen anderen Sarnier getroffen. Ich war gespannt darauf, ob ich ihn kennen würde. Dann fiel mir mein Aussehen ein, und ich hatte Angst, dass er mich nicht erkennen und auch nicht als Landsmann annehmen würde. Als ich ihn traf, sah ich, dass es ein mir fremder, etwas älterer Mann war. Wir kannten uns nicht, doch stellte sich im Laufe eines Gesprächs heraus, dass er meine Eltern und einige meiner Brüder kannte. Er sagte, er sei der «StreckerMarti» (Martin Schwitzer) aus Pens und würde sich meiner annehmen. Von da an war der Marti mein grosser Beschützer, und er half mir, wo er nur konnte. Aber auch die Pässeierer interessierten sich immer wieder, wie es mir ginge. Sie waren mit ihren Kräften nicht viel besser dran als ich. Da sie jedoch immer zusammen waren, konnten sie sich als Brüder gegenseitig trösten und einander Mut machen. Sonst wä-

ren sie wahrscheinlich in die gleiche Lage gekommen, in der sie mich vor Tagen gefunden hatten, meinte einmal einer von ihnen. So war ich froh, jemanden gefunden zu haben, der sich um mich kümmerte und selbst noch halbwegs bei Kräften war. Mein neuer Kollege und ich erzählten uns nach und nach unsere Erlebnisse. Wir entdeckten bald, dass wir dieselben Ansichten über Hitler hatten. Auch er war als Antinazi verfolgt, in ein Gefängnis gesteckt und am Ende mit einer Strafkompagnie an die Front geschickt worden, wo er Fürchterliches erlebt hatte, jedoch, ohne verwundet zu werden, davongekommen war. Er war ein tiefreligiöser Mensch. Wir beteten oft gemeinsam, und zwar nicht etwa geheim oder still, er hatte eine starke Stimme. Wir wurden zwar von vielen belächelt oder verspottet, aber das brachte uns, besonders den Marti, nicht aus der Ruhe. Wenn ihm jemand zu nahetrat, wies er ihn mit ein paar ernsten Worten zurecht, sodass dieser gerne wieder weiterging. Mit seinen neununddreissig Jahren und seinem ernsten Gesicht strahlte er einen Respekt aus, sodass er eigentlich wenig belästigt wurde. Das freute mich, und ich fühlte mich selbst gestärkt. Jedes Mal, bevor wir in ein anderes Lager zogen, wurde «gefilitzt». So nannte man die Kontrolle, bei der man an den amerikanischen Soldaten vorbeigehen und alle Sachen, die man im Hosensack oder in der Jacke hatte, vor ihnen auf den Boden hinlegen musste. Es war dann oft so, dass das, was der eine liegenlassen musste, vom Nächsten in einem unbeobachteten Moment wieder mitgenommen wurde. Ich hatte nichts, was ich hätte abgeben müssen, so schaute ich, ob es nicht etwas zum Mitnehmen gäbe.

Auf diese Weise nahm ich einmal ein wertvolles Taschenmesser mit, das mir aber kurz darauf wieder gestohlen wurde. Ein anderes Mal gelang es mir, einen schönen Ledergeldbeutel mitzunehmen, allerdings war er leer. Ich brachte ihn auch heim, obwohl vor jedem neuen Lager «gefilit» wurde. Bei einer Lagerkontrolle mussten sich die Gefangenen in Reih und Glied aufstellen. Viele von uns waren so schwach, dass uns der erste Versuch, vom Boden aufzustehen, nicht gelang. Als die Kontrolle kam und wir noch nicht alle auf den Füßen waren, fragte einer, was mit uns los sei. Ein Gefangener, der ein bisschen Englisch beherrschte, sagte, dass wir durch mangelnde Ernährung so schwach seien, dass wir uns nicht mehr erheben konnten. Von da an durften wir immer liegen bleiben, wenn die Kontrolle kam. Als wir wieder einmal in ein anderes Lager verlegt wurden und unter freiem Himmel standen und lagen, hiess es, die Gefangenen müssten sich zu einer Untersuchung im grossen Zelt neben dem Lager melden. So schleppte mich der Marti dann halt auch hin. Im Zelt waren ungefähr acht gefangene Ärzte in Abständen von einigen Metern aufgestellt, welche uns untersuchen sollten, wahrscheinlich zur Vorbeugung gegen ansteckende Krankheiten. Es wurde eine Entlausung vorgenommen, bei der man uns ganze Mengen Pulver in die Kleider hineinstreute. Wir mussten alles ausziehen, und ich musste mich immer wieder beim Marti halten, um nicht umzufallen. Als ich drankam, stellte ich mich vor den Arzt hin. Er schaute mich von oben bis unten an, schüttelte den Kopf, schaute immer wieder und ging dann zu den anderen Ärzten hin. Diese kamen alle zu mir her und bestaunten meinen armseligen Körper. Sie schüttelten immer wieder den

Kopf und sagten, wie es nur möglich sei, dass ein Mensch so noch leben könne.

In einem anderen Lager war die Küche direkt im Lager und nur durch einen Drahtverhau von uns getrennt. Ich kann mich noch gut erinnern, wie von der Küche verschiedene Abfälle weggeschüttet wurden. Meistens war es nur das Kaffeepulver, von dem wir Hände voll bekamen, um eine Zeitlang daran herumzukauen. Besser daran waren schon jene, die an rohe Kartoffelschalen herankamen. Jedes Gras, das bei der Lagerumzäunung zu erreichen war, besonders Löwenzahn oder andere grüne Blätter, wurde sofort gegessen. Der Hunger war so gross, dass man an eine Vergiftung erst gar nicht dachte. Eines Tages teilte man uns mit, dass wir nach Frankreich in ein grosses Gefangenenlager kommen würden. Daraufhin ging ein Jammern los; manche glaubten es nicht, manche fluchten und meinten, sie sollten uns heimgehen lassen. Alles Klagen half nichts, und eines Tages war es dann so weit. Es mag so gegen Ende Mai gewesen sein. Wir waren nicht weit von der Grenze entfernt. Am frühen Morgen mussten wir alles packen, aber es ging dann doch nicht so schnell. Wir erhielten den Kaffee und wurden dann auf Lastwagen aufgeladen. Erst am späten Vormittag fuhren wir los. Das Wetter war nebelig und trüb, sodass wir von der Landschaft nicht viel sehen konnten. Von der Grenze merkte ich gar nichts. Nach etwa vier bis fünf Stunden Fahrt machte man halt. Das Abladen musste wieder sehr schnell gehen, die leeren Lastwagen fuhren weg, und zurück blieben nur einige Jeeps mit vielen Wachen. Man stellte uns in Viererreihen in Marschordnung auf. Der Marti und ich befanden

uns ungefähr in der Mitte des Zuges. An der Spitze fuhr ein Jeep langsam voran, aber zum Marschieren war es für uns doch zu schnell. Es ging durch einen Wald über eine ziemlich steile Strasse hinauf. Ich hatte gleich schon Mühe mitzukommen, und es gingen immer wieder welche vor. Hinten hörte man Geschrei und hin und wieder einen Schuss. Ich sagte zum Marti, dass es bald nicht mehr ginge, aber er machte mir Mut und erlaubte mir, mich an seinem Mantel zu halten. Er redete mir zu, es würde schon gehen, und ich tat mein Äusserstes. Neben mir erzählte einer, dass er gesehen habe, wie man jemanden, der nicht mehr mitgekommen sei, in den Strassengraben hinuntergeschossen habe. Das war für mich ein grosser Schlag, da ich ohnehin beim Aufgeben war. Wir waren jetzt schon die Letzten im Marschzug und noch ein paar Schritte hinter den anderen. Hinter mir wurde geschrien, aber ich verstand kein Wort. Auf einmal gab mir einer einen Fusstritt, sodass ich ein paar Meter nach vorne flog. Der Marti half mir wieder auf. Dabei sah ich einen grossen Soldaten hinter mir, wahrscheinlich hatte dieser mir den Fusstritt gegeben. Wochen danach schmerzten noch meine Knochen davon. Der Marti nahm mich bei der Hand und zog mich hinter sich her. Ich meinte immer wieder, nun ginge es nicht mehr, weinte wie ein Kind und war total fertig. Dann dachte ich wieder, dass ich nicht tot im Strassengraben landen, sondern leben wollte und heimkommen. Aber lange würde es so nicht mehr gehen. Wie schon so manches Mal fühlte ich mich am Rande meines Lebens. Ich aber hatte einen guten Schutzengel, und mit seiner Hilfe und mit der Hilfe aller Heiligen, die ich in diesem unbeschreiblichen Elend immer wieder anrief, ging es auch dieses Mal. Nachdem wir eine Zeitlang so elend auf der

Strasse bergauf gegangen waren, kamen wir aus dem Wald heraus, und die Strasse wurde eben, sodass es für mich leichter war mitzukommen. Man sah dann gleich das grosse Lager mit vielen grossen Zelten. Ich freute mich und hoffte, in so ein Zelt hineinzukommen, um nicht wieder im Freien jeder Witterung ausgesetzt zu sein. Wir marschierten in das Lager ein, links und rechts von der breiten Strasse standen grosse Zelte, welche alle geöffnet waren, sodass man hineinsehen konnte. Wir hielten an und wurden auf die Zelte verteilt, ich kam ins Krankenzelt. Dort war durch die Mitte ein rund siebzig Zentimeter breiter, auf beiden Seiten mit Brettern abgegrenzter Gang. Auf beiden Seiten befanden sich Strohlager. Jeder bekam zwei Decken, also musste es herrlich werden. Wir erhielten unsere Verpflegung, nämlich zwei Konservendosen, und machten uns ans Essen. Jeder sass auf seinem Platz. Wir mögen vierundzwanzig Mann in unserem Zelt gewesen sein. Wir hatten ziemlich viel Platz und konnten uns richtig bewegen. Die Gesunden hingegen mussten sich ungefähr zu fünfzig den Platz in einem Zelt teilen. Hinter unserem Zelt war ein grosses Gemeinschaftsklosett. Als wir unsere Rationen gegessen hatten, machten wir unsere Betten. Ich legte eine Decke unter, bündelte unter dem Kopf ein wenig Stroh und deckte mich mit der anderen Decke zu. Dann wollte ich nur mehr schlafen. Dieser Tag war für mich wohl der schwerste gewesen, körperlich und seelisch war ich total am Boden. Meine Kollegen sagten später oft, sie hätten nicht mehr an mein Weiterkommen geglaubt. Aber durch sie war es mir gelungen, durchzuhalten, und so nenne ich sie mit Recht meine Lebensretter. Diese sechs Mo-

nate, fünf Monate davon in der Hölle des Konzentrationslagers durch Hunger, Krankheit und schwere Arbeit fast zu Tode geschunden, hernach noch einen Monat von den Amerikanern gefangen, die Todesmauer und alle möglichen Strapazen in den verschiedenen Lagern bis zum Marsch hierher, der mich fast zur Verzweiflung gebracht hatte, haben mein junges Leben total ruiniert. Daran werde ich wahrscheinlich mein Leben lang körperlich und seelisch zu leiden haben.

IM GEFANGENENLAGER IN FRANKREICH

Mit diesem Tag aber nahm mein Leidensweg ein Ende. In diesem neuen Gefangenenlager fing für uns ein ganz neues Leben an – nach monatelangem Entbehren menschlicher Behandlung. Im Zelt konnten wir nun auf Stroh liegen und waren nicht mehr dem schlechten Wetter ausgesetzt. Ich schlief in dieser ersten Nacht im Zelt gut, nur ein paar Mal schreckte ich ängstlich auf. In der Früh brachte man uns den Kaffee sogar ins Zelt, ohne dass wir aufstehen mussten. Es war Milchkaffee, aber wir bekamen kein Brot. Zwei Krankenpfleger bedienten uns. Es wurde Fieber gemessen, und wie mehrere andere hatte auch ich achtunddreissig Grad. Man behandelte auch meine wunden Füsse. Zu Mittag gab es Haferflockensuppe mit Marillen, und nachher konnten wir wieder schlafen und uns von den vergangenen Strapazen ausruhen. Am späten Nachmittag brachte man uns Brot. Es waren viereckige, zehn Zentimeter dicke weisse Brote, so weiss, wie wir sie vorher nie gesehen hatten. Wir machten alle grossen Augen und konnten es kaum erwarten, bis sie verteilt wurden. Je vier Männer mussten sich ein Brot teilen, bei uns Kranken waren es je zwei. Dazu bekamen wir ein Stück Schokolade oder ein wenig Marmelade. Das Essen war gut, aber natürlich immer noch zu wenig. Wahrscheinlich war es besser so. Später kam man wieder mit dem Fiebermesser, dann wurde diskutiert und politisiert. Hauptsächlich freuten wir uns

über die Menschlichkeit, die wir hier erfuhren. Wir bekamen neue Hoffnung heimzukommen. Im Lager wurde bald erkannt, dass einige ehemalige Häftlinge aus dem Konzentrationslager im Krankenzelt waren und sich in ganz schlechtem Zustand befanden. Das war auch dem Küchenpersonal bekannt. Ich glaube, der Marti hatte sich dafür eingesetzt, dass wir jeden Tag zusätzlich zur üblichen Verpflegung einen Topf voller Haferflockensuppe holen durften. Ich bekam eine Vierliterdose, in welcher vorher getrocknete Marillen gewesen waren. Ein Koch füllte mir diese Kanne fast bis zum Rand mit Suppe. Ich bedankte mich wohl mit Tränen in den Augen und ging, so schnell meine wackeligen Beine mich trugen, in das Zelt zurück. Unterwegs schaute ich immer wieder in die Kanne, und ich erwartete es kaum, bis ich essen konnte. In der Hand hielt ich schon den abgebrochenen Löffel ohne Stiel, den ich einmal irgendwo gefunden hatte. Ich setzte mich im Schneidersitz auf mein Strohlager und fing an zu essen. Ich konnte lange essen; was rundherum vorging, nahm ich nicht wahr. Als ich mit dem Löffel nichts mehr kriegen konnte, strich ich mit dem Finger noch alles sauber aus, denn ich konnte nie genug bekommen. Ich hätte wahrscheinlich noch eine Kanne voll Suppe ausgegessen. Es war viel Wasser dabei, und deshalb war die Suppe auch leicht verdaulich. So vergingen Tage und Wochen, ohne dass sich im Lager etwas änderte. Mit meiner Erholung ging es sehr langsam. Nach drei Wochen im Krankenzelt hatte ich immer noch Fieber. Man tat auch nichts dagegen, ausser dass ich Tag und Nacht liegen durfte. Zeit und Ruhe waren das Einzige, was ich zur Genüge hatte. Ich fragte mich dann, wie es daheim ausschauen würde, wie sich das

Kriegsende abgespielt habe. Seit November hatte ich nichts mehr von daheim gehört, und mich wunderte, wie es meinem Bruder, der auch geflüchtet war, ergangen sein könnte, ob er sich habe stellen müssen, ob man seinetwegen die Eltern verhaftet habe, ob die vier Brüder, die im Krieg waren, noch alle lebten oder ob vielleicht der eine oder andere im Krieg gefallen sei. Mit diesen Gedanken beschäftigte ich mich oft die längste Zeit.

Später, als ich mich ein wenig erholt hatte und das Wetter schön war, ging ich öfter im Lager herum. So traf ich noch zwei Sarnen: den «Irscher-Luis» und den Josef Reichsigi (genannt «Erschbaum-Sepp»), den ich von daheim kannte. Im Lager wurden allerlei Sachen gebastelt, aus dem Blech der Konservendosen machte man Tabakdosen und ähnliches. Da ich ein wenig gravieren konnte, schrieb ich auf meine Esskanne meinen Namen und verzierte sie mit Blumen. Das sahen die anderen, und ich musste einigen dasselbe machen. So konnte ich mir für drei, vier Stunden Arbeit ein paar Bissen Brot verdienen, um das mir so mancher neidisch war. Wie hoch wir damals das Brot schätzten, kann sich heute wohl kaum einer vorstellen. Es wurde geteilt und mit einer selbst gebastelten Waage genau gewogen; wenn ein Stück grosser war als das andere, wurde ein Stück abgeschnitten. Die kleinsten Brösel wurden ohne jegliche Bedenken vom Boden aufgegessen. Es mag auffallen, dass ich immer wieder vom Hunger und vom Essen rede, aber das war wirklich ein grosses Übel. Durch den ständigen Hunger seit Monaten, bei manchen seit Jahren, war man einfach kindisch geworden. Man sprach wie Kinder vom Essen und bettelte den einen oder anderen um ein Stück Brot oder einen Löffel

Suppe an. Da gab es keinen Unterschied zwischen den Siebzehn- oder Achtzehnjährigen und den schon reiferen Vierzig- oder Fünfzigjährigen.

Zwischendurch hörte man verschiedene Gerüchte; einmal, dass man uns nach Italien in ein Gefangenenlager schicken würde, ein anderes Mal, dass wir in kurzer Zeit heimgehen dürften. Man glaubte gar nicht mehr an solche Sprüche, aber manche hatten eben Freude daran, jeden Tag neue Gerüchte im Lager zu verbreiten. Marti und ich trafen uns fast jeden Tag, besonders bei gutem Wetter, zum Beten des Abendrosenkranzes. Wir sassen dabei am Rande des Lagerplatzes an der Böschung der Umzäunung. Die Gefangenen spazierten am Abend im Lager herum. Anfangs waren nur wir zwei beim Beten; mit der Zeit machten immer mehr mit, und das freute uns, besonders den Marti. Seine starke Stimme klang immer lauter, sodass er in einem weiten Umkreis gehört wurde. Oft sassen oder standen wir noch lange herum und schauten dem schönen Sonnenuntergang zu. Das war herrlich. Die Sonne wurde immer dunkler, bis sie als rote Kugel verschwand, und gleich darauf wurde es dann auch dunkel. Einmal kam ein italienischer Priester in unser Lager, und es wurde ein Fest vorbereitet. Man stellte einen Altar auf, und es gab auch die Möglichkeit zu beichten. Ich ging ein wenig abseits von den anderen mit dem Priester spazieren, und so empfing ich im Gehen das Sakrament der Busse. Obwohl er nur Italienisch sprach, verstanden wir uns gut, da ich im Konzentrationslager viel mit Italienern zu tun gehabt hatte. Es war eine grosse Freude, sich wieder öffentlich als Christ zeigen zu dürfen, was uns im Lager unter strengster Bestrafung untersagt gewesen war. Am darauffolgenden

Tag wurde dann der feierliche Gottesdienst gehalten. Eine grössere Menge von Gefangenen bildete den Chor, welcher rührende Gefangenlieder sang. Der Priester ermutigte uns in der Predigt zum Opferbringen und zum Durchhalten. Er könne uns versichern, dass wir in kurzer Zeit zu unseren Lieben heimkommen würden. So feierten wir die heilige Messe mit grosser Andacht als Dank für das Überleben vieler schwerer Stunden und als Bitte um eine glückliche Heimkehr. Ich glaube, dass alle, mit wenigen Ausnahmen, mitmachten, auch wir Südtiroler. Wir hatten uns ja als Italiener bekannt, als man uns nach unserer Nationalität gefragt hatte. Ich hatte da keine Hemmungen. Mich hatte man als italienischen Staatsbürger verfolgt und vernichten wollen, so kehrte ich wieder gerne als solcher in die Heimat zurück. Ungefähr nach einer Woche, es mag in den ersten Augusttagen gewesen sein, wurden die Namen der italienischen Gefangenen aufgeschrieben, und man sagte, es würde eine Kommission aus Italien kommen, um alles zu überprüfen und uns heimzubringen. Wir freuten uns, endlich wieder nach Hause zu kommen. Manche Südtiroler hatten sich nun anders besonnen und gaben sich als Österreicher aus. Das aber verzögerte nur ihre Heimkehr. Wie ich später erfuhr, mussten sie noch ein halbes Jahr auf Arbeit gehen, was soviel wie Arbeitslager bedeutete. Und hernach, wenn sie in ihre Südtiroler Heimat zurückkehren wollten, mussten sie sich wieder zu ihrer italienischen Staatsbürgerschaft bekennen beziehungsweise um diese ansuchen. So vergingen die Tage mit freudiger Hoffnung. In diesem Lager hatte ich mich mit der Zeit so weit erholt, dass ich öfter herumspazieren konnte. Nur das Aufstehen

bereitete mir noch immer Schwierigkeiten. Mir wurde dabei schwindlig und ich musste mich irgendwo festhalten.

Eines Nachmittags ging ich wie üblich zur Küche, um mir die Suppe zu holen, die wir ehemaligen Häftlinge bekamen. Die Küche war durch einen Drahtzaun vom Lager getrennt. Als ich zum Durchlass kam, wo immer ein Gefangener als Posten stand, hielt mich dieser auf und sagte, er dürfe niemanden durchlassen, der nicht voll bekleidet sei. Wie schon öfter hatte ich nur das Hemd und eine kurze Unterhose an, was bisher niemanden gestört hatte. Nach einem kurzen Wortwechsel ging ich gerade an dem Mann vorbei in die Küche und bekam wie immer meine Suppe. Als ich auf dem Rückweg an dem Posten vorbeikam, sagte er ganz zornig, er werde es dem Chef melden. Ich machte mir nicht viel daraus, ging in mein Zelt, ass mit Genuss die Suppe und erzählte meinen Kollegen, wie es mir ergangen sei. Wir meinten, er sei mir halt wahrscheinlich neidisch gewesen. Am nächsten Vormittag kamen zwei Männer vom Ordnungsdienst, welcher innerhalb des Lagers bestand, und fragten nach einem Franz Thaler, welcher sich am Vortag am Küchentor dem Wachmann widersetzt habe. Ich meldete mich und wurde gefragt, wieso ich das gemacht hätte. Ich erklärte, dass vorher meine Bekleidung nie jemanden gestört habe. Ich hätte geglaubt, er wolle mich hänseln. Die zwei Männer sagten, ich hätte mich nicht gegen den Wachmann richten dürfen, und ich müsse deshalb drei Tage im Arrest verbringen. Der Lagerarrest befand sich am Ende des Lagerplatzes und war ein Zelt, das an der Vorderfront offen war. In der Mitte standen auf blosser Erde ein kleiner wackeliger Tisch und ein paar Stühle. Das Zelt war mit einem Drahtverhau umzäunt, und

in einer Ecke war ein schmales Tor, mit einem Schloss versperrt. Ich war dort jeden Tag vorbeigegangen und gebe zu, dass ich manchmal mit Verachtung die Männer angeschaut hatte, die da drinnen wegen Diebstahls oder darauffolgender Schlägereien bestraft wurden. Jetzt musste ich selbst hinein. Ich war nun ein doppelt Gefangener, und das hatte ich einem Südtiroler zu verdanken, dessen Namen ich nicht nennen will, obwohl ich mich noch gut an ihn erinnere. Ich kann mir den Jungen Spritzer», der er damals war, noch gut vorstellen. Wahrscheinlich war es einer jener Tiroler, die, wenn es irgendwie ging, die gepriesene Kameradschaft gegen Macht austauschten. Für mich war es ein Rückschlag, ich fühlte mich von der Gemeinschaft ausgeschlossen. Es brauchte damals nicht viel, mich traurig zu stimmen. Die seelischen Schmerzen waren meist schlimmer als die körperlichen. Es dauerte nicht lange, bis meine wahren Kameraden zum Arrest herkamen und mich trösteten. Im Grunde ging es mir ja gar nicht schlecht; zu essen bekam ich genauso viel, oder besser gesagt, genauso wenig wie ausserhalb des Arrests. Ich konnte nur nicht frei im Lager herumlaufen und mich untertags hinlegen. In der Nacht durfte man in sein Zelt zurück. Am Nachmittag des zweiten Tages wurden wir geholt und von einer italienischen Kommission noch einmal aufgeschrieben. Ich musste noch einmal in das Arrestzelt zurück, aber nichts konnte mich mehr traurig stimmen, da es ja nur noch einige Tage bis zur Heimkehr dauern sollte. Ich war wegen meines «Vergehens» aus dem Krankenzelt entlassen, aber trotzdem dem Krankentransport zugeteilt worden. Es hiess, die Kranken würden zuerst

wegfahren. Die Freude war gross, alles sprach nur noch vom Heimfahren. Am dritten Tag wurde ich aus dem Arrest entlassen und in ein anderes Zelt gebracht. Dort war es so eng, dass alle auf der Seite liegen mussten, um Platz zu haben. Wenn man einmal austreten musste, war es notwendig, dass man sich den Platz gut merkte, um sich nachher wieder hineinzwängen zu können. Es war eigentlich schön anzusehen; wir waren in diesen Raum hineingepresst wie die Sardinen in eine Dose. Zum Glück musste ich dort nur zwei Nächte lang schlafen.

DER WEG IN DIE HEIMAT

Am Nachmittag des 14. August 1945 mussten jene, die zum Krankentransport gehörten, alles packen und sich zum Abmarsch bereit machen. Es waren nur die Kranken, die nicht mehr liegen mussten und nicht mehr pflegebedürftig waren. Zu packen hatten wir eigentlich nur den Löffel und die Esskanne sowie die zwei kleinen Konservendosen, die wir als Marschverpflegung bekamen. Wir wurden mit Lastwagen zur Bahn gebracht. Der Zug stand schon bereit. Wir wurden abgezählt und mussten einsteigen. Zu unserem Erstaunen war es nicht mehr ein Viehwagen, sondern ein normaler Personenzug dritter Klasse. Wir glaubten zwar noch immer, bewacht zu werden, fühlten uns aber doch als Menschen behandelt. Am Abend ging es dann in Richtung Heimat los. Unsere Freude war gross. Der Zug ratterte gemütlich dahin, er schien es nicht eilig zu haben, uns heimzubringen. Ich döste vor mich hin, schlafen konnte ich nicht. Die Nacht verging aber doch schnell; es wurde früh Tag, und bald schien auch schon die Sonne durch die Fenster. Es war der 15. August, Mariä Himmelfahrt, und ich dachte, dass man daheim Festtag feiern würde. In Gedanken feierte ich mit, dankte der Mutter Gottes für den Schutz und den Trost, den ich von ihr erhalten hatte, und versprach, wenn es irgendwie ging, jedes Jahr einmal nach Maria Trens zu wallfahrten. Unsere Marschverpflegung hatten wir längst aufgegessen, und der

Hunger machte sich mehr und mehr bemerkbar. Endlich hielt der Zug in einer kleinen Ortschaft – noch in Frankreich – und nach einer Weile brachte man uns Tee und ein Stück Brot. Nach dem Essen durften wir aussteigen und in Rufweite frei herumgehen. Ich ging mit ein paar Kollegen über einen Wiesenweg hinaus, und immer wieder schaute bald der eine, bald der andere zurück, da wir meinten, es müsse eine Wache mit schussbarem Gewehr hinter uns her sein. Wir konnten es einfach nicht glauben, auf einmal keinen Stacheldraht mehr um uns herum zu haben, einfach frei zwischen den Wiesenblumen herumgehen zu dürfen. Nicht weit entfernt sahen wir ein kleines Kirchlein mit ein paar Häusern, und es fehlten nur noch die Berge im Hintergrund, um das Bild vollständig zu machen. Es war für mich eine echte Vorfreude. Den ersten Tag in Freiheit unter strahlender Sonne mitten in den Wiesenblumen werde ich so wenig vergessen wie manchen harten Tag im Konzentrationslager oder in der Gefangenschaft, als ich auf der totgetrampelten Erde stand und sehnsüchtig durch den Stacheldraht in die Freiheit schaute. Nach ein paar Stunden mussten wir wieder einsteigen, und es ging weiter, Richtung Schweiz. Wir wurden im Zug nicht bewacht. Unsere Begleiter stellten sich nunmehr als blosse Führer heraus, die uns in die Heimat bringen sollten. Am nächsten Tag war wieder herrliches Wetter. Ich hatte wenig geschlafen, und als die Sonne schien, wurde ich richtig munter. Es war herrlich, durch diese Landschaft zu fahren, schöne Häuschen mit schönen Blumen auf den Baikonen und rundherum die Berge, die ich als Tiroler schon lange vermisst hatte. Gegen Mittag kamen wir in eine grössere Ortschaft,

in der man uns das Frühstück brachte. Einige Männer teilten Brot, Kekse und Butter aus und schenkten Kaffee ein.

Sie gingen von Abteil zu Abteil und wünschten uns eine gute Mahlzeit und besonders eine glückliche Heimkehr. Das war seit fast einem Jahr die erste Begegnung mit Zivilpersonen. Nach einer Weile Aufenthalt fuhr der Zug weiter. Es ging uns fast zu langsam. Es wurde Nacht, und wir dösten so dahin. Nachdem wir durch einen langen Tunnel gefahren waren, hiess es, dass wir nun in Italien seien. Als es anfang zu tagen, hielt der Zug an. Wir hofften umsonst auf ein Frühstück, denn bald fuhren wir weiter. So gegen Mittag kamen wir in Novara an. Nachdem wir eine Weile im Zug auf dem Bahnhof gewartet hatten, mussten wir aussteigen. Wir gingen durch den Bahnhof auf die Strasse hinaus, auf der wir vielen Frauen und Kindern begegneten. Sie sprachen alle italienisch und grüssten freundlich. So gingen wir durch die Strassen auf eine verwahrloste Kaserne zu. Dort mussten wir in einen grossen Raum im Erdgeschoss hinein. Der Raum ähnelte eher einer Autogarage als einem Aufenthaltsraum für Menschen. Der Boden war schmutzig, und in einer Ecke befand sich ein Strohlager, auf dem einige Decken ungeordnet herumlagen. Wahrscheinlich waren schon vor uns Gefangene einquartiert gewesen. Wir erhielten eine schöne Portion Pasta asciutta, worüber wir uns alle freuten. Wir wurden hier wieder eher bewacht, und zwar von Italienern. Wenn wir Deutschsprachigen uns in unserer Muttersprache unterhielten, wurden wir misstrauisch angeschaut; das war kein Wunder, da auch die Italiener unsagbares Leid durch die Deutschen erfahren hatten. Sie wussten ja nicht, dass wir, gleich wie sie, von den Deutschen verfolgt worden

waren, und so stieg in ihnen wahrscheinlich immer der Hass auf, wenn sie ein deutsches Wort hörten. Wir durften den Raum nicht verlassen und langweilten uns. Wir wollten heimfahren. Stattdessen sagte uns ein Wachtposten, dass wir noch weiter nach Süden in ein Gefangenenlager kommen würden. Das stimmte uns traurig, obwohl wir es nicht so recht glaubten, da man uns vorher die Entlassung und Heimkehr versprochen hatte. Es wurde Abend, und wir mussten uns mit dem schmutzigen Strohlager als Liegestätte begnügen. Man brachte uns Decken; wir breiteten sie aus und legten uns hin. Wovor wir uns gefürchtet hatten, nämlich in ein Läusenest zu geraten, trat nicht ein. Ich schlief bis in den Morgen. Wir erhielten Kaffee und Brot und diskutierten über dies und jenes. Die Schwarzseher meinten, wir würden noch lange in den Lagern herumwarten müssen, andere glaubten, dass wir bestimmt bald daheim sein würden. Ich schloss mich dieser Meinung an. Man würde wohl nicht die eigenen Leute gefangen halten. Zu Mittag erhielten wir wieder eine grosse Portion Pasta asciutta, und unser Hunger war gestillt. Es war ziemlich warm, und wir blieben gerne im Schatten. Mancher legte sich auf das Strohlager, um durch ein Schläfchen die Zeit zu verkürzen. Am späten Nachmittag kamen etliche Männer in Zivil und teilten uns provisorische Entlassungsscheine aus. So wussten wir von unserer baldigen Heimkehr. Am Abend bekam jeder ein Stück Brot, Kekse und Tee. Wir warteten ungeduldig auf unsere Weiterfahrt, und als es dunkel wurde, legten wir uns wieder auf das Strohlager zum Schlafen. Am nächsten Morgen – am 18. August – hofften wir, nach dem Frühstück bald wegzukommen. Tatsächlich mussten wir uns bereit machen, zum

Bahnhof marschieren und in einen Personenwaggon einsteigen. Es waren für uns ein paar Abteile reserviert. Der Zug fuhr bald los. In Mailand hielt er kurz an, und einige stiegen aus, weil sie in eine andere Richtung weiterfahren mussten. Wir verabschiedeten uns von unseren italienischen Kollegen mit einem freundlichen Gruss und einem «Komm gut heim!» Der Zug fuhr weiter in Richtung Verona. Dort mussten wir alle aussteigen, wir bekamen eine Marschverpflegung und verabschiedeten uns wieder von vielen Kollegen. Es blieben nur noch zehn bis zwölf Männer übrig, die in Richtung Trient fuhren. Wir waren jetzt vollkommen frei und mussten selbst schauen, wie wir weiterkamen. Wir erkundigten uns am Bahnhof nach einem Zug nach Bozen, aber es sah schlecht aus. Da uns das Warten bis zum Abend zu lange dauerte und wir erfuhren, dass eine Lokomotive ohne Wagen nach Trient fahre, bettelten wir so lange, bis man uns mitnahm. Wir durften uns aussen an der Lokomotive festhalten. Es war ziemlich warm, sodass wir richtig schwitzten. Die Lokomotive wurde mit Kohle angetrieben, und manchmal trug uns der Wind den Rauch ins Gesicht, sodass wir fast erstickten. Als wir in Trient ankamen, waren wir halbe Neger. Der Rauch hatte sich wie Russ auf unsere schweissnassen Gesichter gelegt. Wir gingen zu einem Brunnen, um uns Hände und Gesicht zu waschen, aber mit kaltem Wasser und ohne Seife wollte es uns nicht gelingen. Auch hier blieben einige Kollegen zurück. Wir Übrigen wollten nicht viel Zeit verlieren und gleich weiterfahren. Aber wie? Zug fuhr keiner. Wir gingen auf die Strasse, und dort kam bald ein Lastwagen. Wir hielten ihn an und durften mitfahren. Es war kurz vor neun

Uhr abends, als wir am Bahnhof in Bozen ankamen. Wir bedankten uns herzlich beim Fahrer und verabschiedeten uns. Ich wollte mich beeilen, um beim «Rösslwirt» in der Bindergasse vielleicht noch jemanden mit einem Auto oder sonst einem Fahrzeug zu erwischen, um ins Sarntal zu gelangen. Aber es war niemand da, ausser einigen Arbeitern, die gemütlich ein Glas Wein tranken. Ich überlegte, was ich tun sollte. In Bozen übernachten wollte ich nicht. Ich hatte Hunger und noch mehr Durst, konnte mir aber nichts anschaffen, da ich kein Geld hatte und mich nicht zu betteln traute. Ich verliess die Gaststube wohl ein wenig betrübt. Ich war müde, zudem schmerzten meine wunden Füsse. Ich beschloss, so weit wie möglich zu gehen und dann irgendwo am Strassenrand im Gras zu schlafen. Als ich losging, war es kurz nach neun Uhr, und es begann zu dunkeln. Oberhalb des «Deutschhauses» lag am Strassenrand ein Holzstab, den ich als Stock mitnahm. Ich war noch nicht ganz sicher, ob ich den richtigen Weg ins Sarntal gefunden hatte, erst als ich am «Gschlössl Stall» vorbeiging, wusste ich, dass es der richtige war. Ich stapfte freudig weiter, um bald heimzukommen. Der Gedanke an zu Hause liess mich Müdigkeit und Hunger ein wenig vergessen. Inzwischen war es dunkel geworden, und ich kam zum ersten Tunnel. Besonders in den längeren Tunnels war es stockfinster wie in einem Sack. Ich tastete mich mit dem Stock am Felsen entlang, bis ich wieder draussen war. Ich war froh, als ich die Tunnels hinter mir hatte. Es packte mich die Müdigkeit, und der Durst plagte mich sehr. Ich wusste, dass in «Halbweg» neben der Strasse ein Brunnen war. Dort wollte ich meinen Durst stillen und hoffte, nachher besser weiterzukommen. Es fing leicht zu regnen an,

und ich ging halb schlafend auf der Strasse dahin; niemand störte mich, weder ein Auto noch ein Motorrad oder ein Mensch. Endlich kam ich nach «Halbweg» und hörte das Wasser des Brunnens rauschen. Es war so finster, dass ich kaum den Trog erkannte. Als ich die Kanne, die ich immer noch als Essgeschirr bei mir trug, unter den Wasserstrahl halten wollte, sprang ein grosser Hund hinter dem Brunnen hervor und bellte mich fürchterlich an. Im Moment waren Müdigkeit und Durst durch den Schrecken vergangen, so dass ich wieder schneller weiterkam. Es fing immer stärker zu regnen an. Die grosse Müdigkeit war auch wieder da, und ich setzte mich wiederholt am Strassenrand auf Wehrsteinen nieder und nickte wohl manches Mal ein wenig ein, bis ich beinahe herunterfiel und erschreckt wieder aufstand, um weiterzugehen. Nach mehreren Rastpausen kam ich nach Bundschen. Da es stark regnete, wollte ich kurz irgendwo unterstehen. Ich ging zum kleinen Kirchlein hin und lehnte mich an die Tür. Nachdem ich einige Vaterunser gebetet hatte, packte mich eine so grosse Müdigkeit, dass ich nicht mehr weitergehen konnte. Ich musste irgendwo Unterschlupf suchen und ging zum Bundschen-Stadel, dessen Tor offenstand. Auf der Tenne lag ein wenig Gras, und so legte ich mich dort hin und schlief sofort ein. Ich war ja schon vier bis fünf Stunden gegangen. Ich wachte auf, als man im Kirchlein betläutete, ging zum Brunnen und wusch mich ein wenig. Es mag ungefähr sechs Uhr gewesen sein. Es hatte aufgehört zu regnen, so dass ich weitergehen konnte. Es war Sonntag, der 19. August, und es begegneten mir etliche Leute, die von der Frühmesse heimgingen. Sie trugen die Sonntagstracht. Ich

stapfte weiter und kam endlich in Sarntheim an. Dort ging ich gleich zum Tutzer, einem Geschäft, bei dessen Besitzern meine Schwester Anna wohnte. Es war so der Brauch, dass Verwandte oder Bekannte in der Küche den Rucksack oder die Einkaufstaschen einstellten, um dann nach dem Gottesdienst einkaufen gehen zu können. Beim Tutzer traf ich auch gleich drei meiner Geschwister: die Nanni, die Burgl und den Flor. Die Geschäftsbesitzer, Seppi und Gedl, waren auch da. Es war für alle eine freudige Überraschung. Ich erkundigte mich sogleich nach meinen vier Brüdern, die im Krieg gewesen waren. Man konnte mir mit Freude berichten, dass alle glücklich heimgekommen waren und dass ich der Letzte sei. Da kam meine Schwester Moidl zur Tür herein. Sie fiel mir um den Hals und küsste mich voll Freude. Inzwischen hatte man erfahren, was Dachau war und dass es für viele den Tod bedeutete; deswegen auch die Angst meiner Leute, ich könnte es nicht überlebt haben. Man gab mir ein ordentliches Frühstück, und dann wurde es Zeit, zur Messe zu gehen. In der Kirche dankte ich dem Herrgott für die Heimkehr. Nachher traf ich noch drei meiner Brüder. Wir erzählten einander, was wir erlebt und wie wir heimgekommen waren. Nach dem Mittagessen gingen der Flor und die Burgl mit mir nach Reinswald zu meinen Eltern. Damals musste man zu Fuss gehen, und ich musste mich zusammennehmen mitzukommen. Meine Geschwister forderten mich hin und wieder auf zu rasten, denn sie merkten, dass ich mich schwertat. Ich hinkte immer mehr, meine Füße schmerzten, wohl weil ich die vergangene Nacht so weit gegangen war. Immer wieder, wenn wir zu einem Brunnen kamen, musste ich ein wenig trinken; das

war so eine Gewohnheit, und ich meinte, das irische, klare Sarner Quellwasser würde mich schon wieder aufrichten. So näherten wir uns langsam meinem Heimathaus. Als wir uns vom Hauptweg, der nach Dürnholz führte, trennten und auf dem Weg nach Reinswald weitergingen, sah ich, dass uns ein Mann in Sonntagstracht entgegenkam. Ich erkannte ihn sofort: Es war einer der Verantwortlichen, die mir und meinen Eltern versprochen hatten, dass mir wegen meiner Kriegsdienstverweigerung nichts passieren würde, mich stattdessen aber zur Verurteilung und somit ins Konzentrationslager Dachau hatten bringen lassen. Mir wurde einmal kalt, einmal heiss, und mich überkam die Angst, die ich früher vor diesen Männern immer gehabt hatte. Ich wäre am liebsten ausgewichen, erinnerte mich dann aber daran, dass sich das Blatt ja gewendet hatte. In mir bäumte sich so etwas wie Kampfbereitschaft auf: Jetzt würde ich mich verteidigen. Mein Bruder Flor, der auch flüchtig gewesen und einmal knapp einer Ergreifung durch den damaligen Wachtmeister und die einheimischen Helfer entgangen war, war auch nicht gerade erfreut, diesem Menschen jetzt zu begegnen. Als wir näher kamen, ging er mir lächelnd entgegen, so wie es seine Art war, reichte mir die Hand zum Gruss, den ich erwiderte, und nach den Worten: «Franz, grüss dich, wie geht's?», wandte er sich gleich an meine Geschwister und meinte: «Jetzt könnt ihr mir nicht mehr mit Vergeltung drohen.» Damit hatte man ihm gedroht, sollte ich in Dachau zugrunde gehen. Ich glaube, für ihn war meine Heimkehr eine Erleichterung, aber andererseits blieb ich ihm ein Dom im Auge. Wir gingen dann unserer Wege; die Freude der Heimkehr aber war durch

diese Begegnung geschmälert worden. Es mag für mich wohl die erste Probe der Vergebung gewesen sein, welche ich im grössten Elend immer wieder versprochen hatte. Als wir daheim ankamen, waren nur eine jüngere Schwester und der jüngste Bruder da; der Vater war als Hirte auf der Alm und die Mutter beim Sonntagnachmittagsgottesdienst. Ich wusch mich und kleidete mich um, denn auf der Heimreise hatte es kaum eine Möglichkeit gegeben, sich sauber zu halten. Es war eine Freude, Zivilkleider anzuziehen. Inzwischen kam auch die Mutter heim, und sie freute sich sehr über meine glückliche Heimkehr. Sie sagte, Gott sei Dank sei auch der letzte der sechs Eingekerkerten oder Flüchtigen heimgekommen. Dann richtete sie uns eine bescheidene Märende. Nach einer Weile war ich so weit ausgeruht, dass ich mich stark genug fühlte, nach Dürnholz zu gehen, wo ich mich daheim fühlte und meine Jugendfreunde hatte. Beim Ausserwegmann traf ich am Abend meine Cousine Sanni, mit der ich aufgewachsen war. Sie ging mit mir zum Wegmann, wo man gerade beim Abendessen war. Alle waren über mein Kommen überrascht und luden mich zum Mitessen ein, denn es war ja Dumholzer Kirchtage. Ich nahm gerne an. Auch andere Kirchtagegäste waren da. Einer davon war der «Klapf-Flor», ein Verwandter von mir, der sich gleich für meine Erlebnisse in Dachau interessierte, Verschiedenes fragte und schon wusste, dass das Konzentrationslager eine Gedenk- und Wallfahrtsstätte werden sollte. Nach einer Weile ging ich weiter, denn ich wollte unbedingt noch bis zum Bachmann, zu meiner Ziehmutter, die ich sehr liebte. Sie hatte für mich wie für ihre eigenen Kinder gesorgt, damit wir brauchbare Menschen wurden.

Dafür bin ich ihr und dem lieben Ziehvater, der allzu früh gestorben ist, immer dankbar. Ich ging an der Kirche vorbei, dann den See entlang weiter. Es war dunkel, aber im Dämmerlicht sah ich doch die Gegend, in der ich aufgewachsen war. Ich sah die Lichter der einzelnen Höfe, den Weg, den ich hundertmal zur Schule und zur Kirche gegangen war. Besonders erinnerte ich mich, wie ich als Flüchtling immer in der Dunkelheit umhergegangen war. Ich erinnerte mich auch an die alten Fischerleute, von denen wir Hinterseerbuben oft das Schifflein ausgeliehen hatten, um auf dem See herumzurudem. In der Stube des Schneiderhäuschens flackerte noch ein kleines Lämpchen. Der Hausbrunnen, aus dem ich oft getrunken hatte, plätscherte neben dem Weg, und ich fühlte mich immer mehr daheim. Ich sah dann noch die Schneidermutter mit der Laterne zum Stall gehen, aber in der Dunkelheit hatte sie mich nicht bemerkt. Ich stapfte weiter, und auf dem Weg zum Seeberhof traf ich meinen besten Schulfreund, Josef Hochkofler, genannt «Ebn-Sepp». Wir begrüßten uns und freuten uns beide, glücklich heimgekommen zu sein. Ich sollte mit ihm zum Seeberhof gehen, wo Musik gemacht und getanzt wurde. Ich wollte aber nicht und ging weiter. Der Sepp aber erzählte beim Seeber, dass ich heimgekommen sei und mich auf dem Weg zum Bachmann befände. Das hörte auch mein Cousin und Ziehbruder, der Bachmannbauer Nikolaus Brugger. Er kam vor das Haus und rief: «Franz, bist du's?» Ich erkannte gleich seine Stimme und antwortete. Ich befand mich schon ein Stück oberhalb des Hofes, und so hiess er mich warten, bis er nachkäme. Ich setzte mich am Wegrand auf einen Stein, aber es drängte mich weiterzugehen, um das letzte Ziel meiner

Heimkehr zu erreichen. Wir gingen beim Angerer vorbei, von wo aus ich eingerückt war, und kamen dem Ziel immer näher. Ich sah schon bald das Haus. Es war alles dunkel im Haus; die Mutter war schon im Bett. Der Bauer machte Licht, weckte die Mutter, und wir gingen in die Stube, um auf sie zu warten. Kaum hatten wir uns hingesetzt, da kam die Mutter von der Kammer herunter. Sie trug nur einen Kittel, so wie es üblich war, wenn sie in der Nacht geweckt wurde. Ich kann mich noch gut erinnern, wie sie zur Tür hereinkam, mit der einen Hand hielt sie den Kittel zusammen, die andere streckte sie mir zum Gruss entgegen. Sie freute sich über mein Heimkommen, und mir mögen wohl ein paar Tränen heruntergerollt sein. Ich war zu Hause. Nach dem Essen, das mir die Mutter noch bereitete, plauderten wir eine Weile, bis mich der Schlaf überwältigte. Man sagte mir, wo ich schlafen könne, und ich solle mich ausruhen. Ich kam in die Kammer, in der ich fünfzehn Jahre geschlafen hatte. Jeder Ast, jede Spalte in der Wand oder am Boden waren mir bekannt, das Plätschern des Wassers im Brunnen vor dem Haus, das man so schön hörte, all das trug dazu bei, dass ich mich daheim fühlte. Ich mag wohl noch ein Dankgebet gesprochen haben, bevor ich einschlief. So ging der Tag der Heimkehr, an dem ich so viel Wiedersehensfreude erlebt hatte, zu Ende. Ich schlief in dieser Nacht nicht so gut, wie ich es mir vorgestellt hatte, und träumte alles Mögliche. Der Tag war einfach zu aufregend gewesen.

In der Früh hörte ich jemanden, der in der Nähe des Hauses Gras für die Kühe mähte, die Sense wetzen. Ich hörte auch die Kuhglocken, die mir so bekannt waren, und ich konnte mir sogar vorstellen, welche Kuh welche Glo-

cke trug. Ich blieb noch im Bett liegen, weil man es mir empfohlen hatte, und es war schön, nach langer Zeit wieder in einem Bett zu schlafen. Ich dachte nach, wie es jetzt weitergehen solle. Ich wollte niemandem zur Last fallen, doch zum Arbeiten war ich noch zu schwach. Ich stand dann auf und ass das Frühstück, das mir die junge Bäuerin richtete. Ich bedankte mich für alles und ging zum Nachbarn, zum Angerer, wo ich meinen Kleiderschrank hatte, weil ich im Vorjahr dort als zweiter Knecht angestellt und von dort aus eingerückt war. Ich holte mir aus meinem Kasten ein paar Kleidungsstücke, und die Bäuerin gab mir auch noch etwas zu essen. Sie war allein zu Hause und meinte, ob ich dableiben wolle, sie könnten mich gut brauchen, da jetzt viel Arbeit sei. Ihr Vorschlag brachte mich in Verlegenheit, denn ich fühlte mich schuldig für all das, was ich in meiner Flüchtlingszeit erhalten hatte und mir an Lebensmitteln hatte nehmen dürfen, aber mein Zustand liess es noch nicht zu, dass ich arbeitete. Ich meinte, ich müsse mich zuerst ein wenig erholen. Sie sah das auch ein und sagte, ich solle halt kommen, sobald es ginge.

EIN NEUER ANFANG

Danach ging ich heim zur Mutter, und ich überlegte, was ich in Zukunft machen sollte. Mein Bruder Pius war bei der Mutter in Unterreinswald einquartiert und hatte dort im Keller seine Werkstatt, in der auch ich im Winter 1941/42 gearbeitet hatte. Wir hatten Knöpfe und Feuerzeuge gemacht, und ich hatte bei ihm gravieren gelernt. Mein Bruder hätte mich wieder als Gehilfe angestellt. Die Metallarbeit gefiel mir nicht schlecht, aber mir kam vor, dass es doch nicht mein Beruf sei. Am nächsten Tag ging ich mit meiner Mutter nach Sarntheim, um mich auf dem Gemeindeamt zu melden und um meine Lebensmittelkarte zu holen. Ich überreichte dem Sekretär meinen provisorischen Entlassungsschein. Er schaute und las eine Weile, wandte sich dann an mich und sagte, ich müsse noch ins Entlassungslager nach Bozen gehen, um von dort entlassen zu werden, da er mich sonst nicht einschreiben und mir keine Lebensmittelkarte geben könne. Ich sackte innerlich zusammen. Ich sollte noch einmal in ein Gefangenenlager gehen, obwohl ich erst vor ein paar Tagen aus einem solchen Lager entlassen worden war? Nein, nie und nimmer würde ich ein Lager betreten, und schon gar nicht freiwillig, möge kommen, was wolle. Ich kam mir überflüssig vor und dachte, ich hätte nicht heimkommen sollen. Mich packte die Wut, und ich sagte halb weinend: «Ich habe genug von Lagern!» Zuerst sei ich im Konzentrationslager durch Hunger, Krankheit und schwere Arbeit fast zu Tode

Tode geschunden worden und hätte nachher in amerikanischer Gefangenschaft alle möglichen Strapazen durchgemacht, und jetzt solle ich noch einmal in ein Lager gehen! Das alles konnte den Beamten nicht dazu bewegen, mir eine Karte zu geben. Ich wollte gehen und sagte, dass ich schon nicht verhungern würde. Da begann die Mutter, ihn zu betteln, und er gab mir die Lebensmittelkarte. Wir gingen zum Tutzer ins Lebensmittelgeschäft, um einige Kleinigkeiten einzukaufen. Das karge Einkommen meiner Mutter und die fünfhundert Lire, die mir meine Schwester geschenkt hatte, reichten nicht weit. Auf dem Heimweg traf ich einen Verwandten, den Josef Thaler, genannt «Ebner Sepp», der mit meinem ehemaligen Schulkollegen Jakob Ainhäuser, genannt «Kofler-Joggele», auf der Alm in der Seeb Hirte war. Die beiden hatten schon am Sonntag erfahren, dass ich heimgekommen war. Der Joggl liess mir ausrichten, ich möge zu ihnen auf die Alm kommen, um mich zu erholen, und ich nahm die Einladung gerne an. Schon am nächsten Tag machte ich mich auf den Weg. Wir hatten einander sehr viel zu erzählen. Sepp war 1942 eingerückt, hatte an der russischen Front gekämpft und war öfter verwundet worden. Nach seinem Urlaub im Frühjahr 1944 war er nicht mehr eingerückt, sondern in die Berge geflüchtet. Im Winter hatte er sich im Heustock eines Futterhauses aufgehalten und das Kriegsende in den Bergen abgewartet. Joggl war auch flüchtig gewesen. Wir hatten alle drei viel Leid erlitten, das wir dem gesamten Nazisystem und nicht zuletzt den Einheimischen zu verdanken hatten. Ich liess es mir bis zum Samstag auf der Alm gut gehen. Am Sonntag war Reinswelder Kirchtag. Ich traf viele Freunde und Bekannte aus nah und fern und

auch solche, die eine Begegnung mit mir nicht wünschten. Ich grüsste alle ohne Unterschied, aber mir fiel sofort auf, dass die ehemaligen begeisterten Hitleranhänger ein Gespräch mit mir mieden. Ich war damals in dieser Sache sehr empfindlich, fühlte eine innerliche Abneigung gegen diese Leute, liess mir aber nichts anmerken. Der Kirchttag verging wie üblich mit Freude und Lustigkeit. Am Montag ging ich zum Angerer nach Dumholz, um meine Schulden vom Voijahr abzudienen. Man sagte bei den Bauern, dass die Sarnner Kirchtagswoche die strengste des ganzen Jahres sei. Für mich war die Arbeit schwer, alle Glieder schmerzten, die Hände hatte ich voller Blasen. Besonders schwer war die Arbeit auf den steilen Äckern. Ich war froh, als die Woche vorbei war, und dachte im Geheimen stets an eine leichtere Arbeit. Am Montag ging ich auf den Kirchtagsmarkt; dort traf ich meinen Bruder Pius. Er bot mir wieder Arbeit an, und ich willigte sofort ein, denn dieser Arbeit war ich in meinem Zustand leichter gewachsen als der Bauemarbeit. Nach einer Woche holte ich beim Angerer den Kasten mit den Kleidern. Die Bauersleute waren anfangs ein wenig verärgert, weil ich nicht bei ihnen blieb. Ein Knecht meinte sogar, ich wollte nicht mehr arbeiten. Damals galt bei vielen Leuten nur die Bauemarbeit. Ich fühlte mich bei meinem Bruder in der Werkstatt recht wohl. Ungefähr drei Wochen später erhielt ich von der Gemeinde einen Brief. Ich sollte ein Paket abholen, das jedem Häftling eines Konzentrationslagers vom Staat zugeschickt worden war. Ich ging gleich am nächsten Tag hin, und der Sekretär war anscheinend überrascht, mich schon so früh zu sehen. Er überlegte eine Weile und führte mich dann ins nächste Zimmer, und was sah ich da? Das Paket

Im Jahre 1946 ging ich zu meinem Bruder Johann nach Sarntheim, um das Federkielsticken zu erlernen. Dort arbeitete ich etwa zwei Monate lang. Damals gab es noch keine gesetzlich geregelte Lehrzeit für diesen Beruf. Nachdem mir mein Bruder das Wichtigste beigebracht hatte, begann ich selbstständig zu arbeiten und musste verschiedene Sachen erst von selbst erlernen. Ich arbeitete mit Begeisterung und sass oft zwölf bis vierzehn Stunden bei meiner Arbeit. An Aufträgen fehlte es nicht, da dieser Beruf fast am Aussterben war. Mein Bruder und ich hatten wohl viel Arbeit, aber vom Reichwerden war keine Rede. Die Leute hatten nach dem Krieg ja kein Geld, besonders nicht so ein armer Bauemknecht, der – wie es damals Brauch war – nur einmal im Jahr einen geringen Lohn bekam. So mussten wir oft lange auf die Bezahlung warten, die wir uns redlich verdient hatten. Ich bekam immer mehr gute Freunde, die mir über alle Schwierigkeiten hinweghalfen, sodass ich mit ihnen nach harten Erlebnissen doch noch schöne Jugendjahre erleben durfte. Kurz nach dem Krieg tat ich mich mit mehreren Heimkehrern zusammen, um über ein Kriegerdenkmal zu beraten. Als Heimgekehrter fühlte ich mich den Kriegsoptionen gegenüber verpflichtet, etwas für sie zu tun, für sie ein Denkmal zu errichten. Denselben Gedanken hatten wohl auch andere, die von den Nazis verfolgt worden waren. Wir luden den Baumeister Josef Thaler, Häusler, ein, uns zu beraten und einen Plan zu erstellen. Auch er war wegen seiner Sympathie für die «Anti-Hitler» von den Nazis verhaftet worden und hatte einige Zeit in Gefängnissen verbracht. Wir liessen eine Marmortafel mit den Namen der Gefallenen und Vermissten unseres Dorfes anfertigen, und ich war gerne

bereit, bei den nachfolgenden Arbeiten mitzuhelfen. Es kam dann zur feierlichen Einweihung des Kriegerdenkmals, bei der sich Alt und Jung in der Pfarrgemeinde freute. So war es leichter, sich an die Kriegsoffer zu erinnern und für sie zu beten. Es wird wohl kaum einmal sein, dass ich nicht vor oder nach dem Gottesdienst vor dem Kriegerdenkmal stehen bleibe, um für die Kriegsoffer zu beten. Wir Heimkehrer sorgten auch für die Pflege des Denkmals und organisierten jedes Jahr eine Gedenkfeier, die der damalige Pfarrer Alois Vigl besonders feierlich zu gestalten verstand. Bei seinen besinnlichen und rührenden Ansprachen wurde so manches Auge nass, besonders bei den Heimgekehrten, die selbst oft knapp dem Tode entronnen waren, aber auch bei den Angehörigen der Kriegsoffer. Einige Jahre später wurde die Feier bei uns ein wenig umgeändert. Aus den Kriegsoffern machte man jetzt Kriegshelden. Aber wer vollbrachte für Hitler Heldentaten? Nur diejenigen, die zuerst der verlogenen Propaganda zum Opfer gefallen waren, konnten Kriegshelden werden. Die anderen zwang man zum Kämpfen unter der Drohung, erschossen oder – was noch schlimmer war – in ein Konzentrationslager geschickt zu werden. Sie alle waren Kriegsoffer. Man lud auch auswärtige «Helden» ein, und da hatten wir «Kriegsverräter» und «Kriegsverbrecher», wie man uns nannte, nichts mehr zu suchen. Nur die ganz Tapferen, die bis zuletzt für den Führer treu gekämpft hatten, durften vor dem Kriegerdenkmal als «Helden» auftreten. Wir standen während der Feier irgendwo unter dem Volke und beteten für unsere Kameraden, denn das konnte uns niemand verwehren. Nach der kirchlichen Feier erzählten sie dann ihre Heldentaten, und wer gut zuhörte,

konnte so manche Lobpreisung auf Hitler heraushören. Die Kriegsofoper schienen manchmal nur ein Anlass zu sein; in Wirklichkeit feierten sie sich selbst. Jetzt, vierzig Jahre nach dem Krieg, überlässt man es wieder uns allein, der Kriegsofoper zu gedenken, und wir tun es auch, wie am Anfang.

Zwanzig Jahre nach der Befreiung aus dem Konzentrationslager Dachau beschloss ich, die Gedenkstätte, in die es jetzt umgewandelt worden war, aufzusuchen und in Ruhe diesen Ort des Grauens und der Angst zu besichtigen. Ich fuhr mit dem Zug nach München und von dort weiter nach Dachau. Das Lager war aber schon geschlossen, da es nach fünf Uhr Nachmittag war. Ich wollte mir ein Nachtquartier suchen. Da es in Strömen regnete, wollte ich nicht lange herumlaufen und ging in eine Bar in der Nähe des Lagers. Ich fragte die Kellnerin, ob irgendwo in der Nähe ein Gasthaus zum Übernachten sei. Sie verneinte es und sagte, ich müsse in die Stadt Dachau gehen. Inzwischen waren einige junge Burschen, die in der Bar sassen, auf mich aufmerksam geworden und wollten mich händeln. Sie meinten, ich könne ja bei der Kellnerin schlafen. Ich ärgerte mich und sagte zu ihnen: «So seid ihr Deutschen! Zuerst habt ihr mich im Konzentrationslager fast zu Tode geschunden, und jetzt sollte ich mich von euch händeln lassen!» Da stand einer der Burschen auf, entschuldigte sich und sagte, es sei nur ein Spass gewesen, ich möge mich beruhigen, und wenn es mir recht sei, fahre er mich in die Stadt. Ich bat ihn darum, und er brachte mich in kurzer Zeit in einem Gasthaus in der Stadt unter. Ich wollte ihn bezahlen, aber er nahm nichts an. So bedankte ich mich und ging in mein Nachtquartier. Obwohl mir

nichts fehlte, schlief ich an diesem Abend lange nicht ein. Allerlei Gedanken gingen mir durch den Kopf, ich erinnerte mich an all das, was ich im Lager gesehen und erlebt hatte. Am Morgen, nach dem Frühstück, besuchte ich in einem nahegelegenen Gotteshaus die heilige Messe. Nachher ging ich ins Gasthaus zurück und konnte mit dem Wirt sogleich ins Lager fahren. Ich erfuhr, dass an diesem Tag die feierliche Einweihung der evangelischen Kirche stattfindet. Ich ging ins Lager; es kam mir alles fremd vor, schon der Eingang, denn dieser befand sich jetzt an der gegenüberliegenden Seite des früheren Haupttores. Die Baracken waren bis auf zwei alle niedergerissen. Es standen nur noch das Wirtschaftsgebäude, das Jourhaus, unter dem das Tor mit der Aufschrift «Arbeit macht frei» war, und rechts vom Eingang hinter dem Wirtschaftsgebäude der Bunkerbau. Ich schloss mich den anderen Besuchern an und wohnte der Einweihungsfeier bei, welche die Evangelischen und die Katholiken gemeinsam gestalteten. Es war viel geistliche und weltliche Prominenz dabei. Es wurde miteinander gebetet und gesungen, und bei den Ansprachen brachen viele in Tränen aus. Zwei Jahre darauf fuhr ich am Tag der Befreiung, am 29. April, wieder nach Dachau. Diesmal kam ich zu Mittag im Lager an, und ich nahm mir vor, alles gründlich anzuschauen. Ich schaute nicht auf die Uhr und überzog die Besuchszeit um eine halbe Stunde. Da ich mich hinter den Bäumen und Sträuchern bei den Gedenktafeln mit Fotografieren beschäftigt hatte, hatte mich der Lagerdienst nicht gesehen. Während ich dastand und überlegte, sprach mich jemand an und fragte, was ich hier noch zu suchen hätte. Es war eine Frau, die mit ihrem Mann im Lager Aufräumdienste ver-

sah und auch hier wohnte. Ich erklärte ihr, wie es mir ergangen war, und meinte, sie könne mich wohl hinauslassen. Aber sie sagte, das ginge nicht, da sie keinen Schlüssel für das Tor habe, und der Mann, der den Schlüssel habe, sei zu dieser Zeit unmöglich zu finden. Ihr Mann meinte, man müsse der Polizei telefonieren, aber die Frau lud mich ein, in einem Nebenraum ihrer Wohnung auf einer Pritsche zu übernachten. Ich konnte an diesem Abend eine Weile nicht einschlafen; mir gingen allerlei Gedanken durch den Kopf. Ich befand mich ja im Gebäude des Krematoriums. Ich erinnerte mich noch gut an den Rauch des Krematoriums, der je nach Windrichtung durch das Lager zog, und an den Gestank der verbrannten Knochen. Wir wussten auch immer, ob Neuankömmlinge, die noch Fett am Leib hatten, verbrannt wurden. Dann stieg nämlich ein schwarzgelber Rauch auf. Bei den anderen hingegen, die schon länger im Lager gewesen waren und nur noch Haut und Knochen hatten, stieg ein dünner blauer Rauch auf. Nach dieser Nacht fuhr ich wieder zufrieden heim. Ich hatte meine Erinnerungen etwas aufgefrischt, erzählte sie aber selten, nur wenn ich danach gefragt wurde. Meistens wussten solche, die im Krieg gewesen waren, viel mehr zu erzählen als ich. Da zog ich mich immer zurück und behielt alles fast wie ein Geheimnis für mich.

Ich fuhr dann noch manches Mal nach Dachau, auch mit meinen Töchtern, und später, fünfunddreissig Jahre nach der Befreiung, nochmals mit der ganzen Familie.

Öfter wurde ich von verschiedenen Organisationen gebeten, sie auf Dachaufahrten zu begleiten. Es sei beeindruckend, wenn jemand dabei sei, der Dachau selbst erlebt ha-

be und aus eigener Erfahrung erzählen könne. So organisierte die Jugend von Reinswald 1985 – vierzig Jahre nach der Befreiung vom Nationalsozialismus – zwei Fahrten nach Dachau. Zu einer lud ich den Historiker Leopold Steurer und meinen Leidenskollegen Erich Pichler ein. Auch aus anderen Teilen des Landes wurden Fahrten nach Dachau organisiert: Kaltern, Eppan, Neumarkt, Latzfons, Klausen, Brixen ... Und immer war es die Jugend, die dazu einlud. Für mich war es stets eine Freude, mitfahren zu können. Ich fühle mich sogar verpflichtet zu zeigen, wohin der Nationalsozialismus geführt hat, dem auch viele Südtiroler freiwillig oder gezwungen zum Opfer gefallen sind. Besonders freut mich, dass sich die Jugend für diesen Geschichtsabschnitt interessiert. Sie hat das Recht, die Wahrheit über diese Zeit, die man ihr schon über vierzig Jahre verschweigt, und – wie mir scheint – immer verschweigen mochte, zu erfahren.

NACHWORT

Wenn dieses Buch ein kleiner Beitrag zur Aufklärung für jene sein kann, die von der damaligen Zeit wenig wissen, und es den fanatischen Hitleranhängern bewusst macht, dass noch nicht alles vergessen ist, so hat es seinen Zweck erfüllt. Es soll nicht eine Anklage an jene sein, die sich an manchem Dableiber – man könnte auch sagen: Andersdenkenden – schuldig gemacht haben. Ich meinerseits habe ihnen verziehen. Ich weiss, dass einer, der über die Hitlerzeit so schreibt wie ich, zum Aussenseiter gestempelt und gerne als Nörgler hingestellt wird. Aber ich weiss auch, wer ich bin, und ich traue mich, die Wahrheit über die damalige Zeit zu sagen. Ich habe niemandem etwas zuleide getan, nur war ich nicht einverstanden, für das Nazi-regime in fremden Ländern zu kämpfen, und als italienischer Staatsbürger fühlte ich mich auch nicht dazu verpflichtet. Manche sagen heute, man solle nicht auf alte Gräueltaten zurückzeigen. Ich aber sage: Alle sollen die ganze Wahrheit über die damalige Zeit erfahren und daraus lernen, damit sie sich nicht wiederhole. Manche möchten das Schlechte von damals mit heutigen Übeln zudecken, was ihnen aber kaum gelingen wird, ausser vielleicht bei jenen Jugendlichen, die sich nicht selbst dafür interessieren, weil man in den Schulen diesen Geschichtsabschnitt zum Teil immer noch verdrängt. Wenn mich jemand nach meinen Erlebnissen in Dachau fragte, wurde ich in meinen Ausführungen oft von Andersdenkenden un-

terbrochen, welche dann meinten, man müsse endlich mit den alten Sachen aufhören und einmal verzeihen und vergessen können. Denen konnte ich immer nur dasselbe sagen: «Ihr wisst nicht, was da alles zu vergessen und zu verzeihen ist.» Niemand kann sich die körperliche und seelische Marter in den Konzentrationslagern vorstellen, der sie nicht selbst erlebt hat. Ich glaube, im Verzeihen waren wir, die von Nazis Verfolgten, grosszügig. Ausser ein paar Schimpfwörtern bekamen die Nazis nichts von uns zu hören. Wenn es viel war, musste einer höchstens ein frisches «Bad» in einem Brunnen nehmen, oder er wurde geohrfeigt. Man hat den Nazis immer wieder Gelegenheit zur Versöhnung gegeben, aber ihr alter Nazistolz liess nicht zu, dass sie einen ihrer alten Fehler zugaben. Es ist leicht, jemandem zu verzeihen, wenn er seine Fehler zugibt. Schwieriger wird es, wenn jemand alle Schuld abstreitet, auch wenn sie bewiesen werden kann. Ich habe noch von niemandem – angefangen beim einfachsten Deutschwähler, der uns «Walsche» verspottete, bis hinauf zu den grossen Dorf Nazis, die mich und andere ins Konzentrationslager oder ins Gefängnis oder ungerechterweise an die Front brachten – gehört, er hätte etwas nicht tun oder sagen sollen. Im Gegenteil, so mancher geheime Nazispitzel, der in der Öffentlichkeit doch allen bekannt war, beteuerte immer wieder, er sei nirgends dabei gewesen und habe niemanden verraten. Oder häufig kommt die schöne Ausrede: «Wir mussten es tun, sonst hätten wir gleich einrücken müssen.» Also blieb man auf Kosten anderer daheim, die man ohne Skrupel gefangen nehmen liess. Eines kann ich übrigens bis heute nicht verstehen:

Warum hat man uns als «Walsche» verspottet und verfolgt? Auf diese Frage wollte bis heute niemand antworten. Aber man hat ja alles verziehen. So nahm ich denn auch von jenen Bestellungen für Federkielstickarbeiten an, die ich verdächtigen konnte, mich ins Konzentrationslager gebracht zu haben. Es freute mich, jetzt von ihnen gebraucht zu werden, obwohl sie mich vorher lieber «ausraidiert» hätten. Wenn der liebe Gott ihnen auch gnädig ist, was ich ihnen wünsche, dann ist ja alles gut. Wenn es dann um Vergessen geht, wird es schwieriger. Ich habe verziehen, aber nicht vergessen. Und ich bemühe mich, es nicht zu vergessen. Im Museum von Dachau liest man die Worte: «Wer sich des Vergangenen nicht erinnert, ist dazu verurteilt, es noch einmal zu erleben.» Dieses Büchlein soll ein bisschen mithelfen, das zu verhindern. Auch Reinhold Messner rief mit seiner etwas übertriebenen Aussage, neunzig Prozent der Sudtiroler hätten bei der Option die Heimat verraten, die Erinnerung an das Vergangene wach. Und er hatte nicht ganz unrecht, denn ich muss sagen, ein grosser Prozentsatz ist den echten Verrätern nachgelaufen und hat uns verspottet. Das Buch von Friedl Volgger brachte auch etwas Leben in die Diskussion über die damalige Geschichte, und obwohl er, wie mir schien, mit seinen Gegnern sehr milde umgegangen ist, wurde er von vielen angegriffen. Die Dachaufahrten wollen manche Leute ganz und gar nicht haben, obwohl sie immer als besinnliche Fahrten gemacht werden (Gedenkfahrt, Friedensfahrt, Bussfahrt...).

Man will eben von den Fehlern der Deutschen nichts mehr hören. Schämen sie sich für das, was sie uns angetan haben? Warum nicht? Es ist keine Schande, sich für begangenes Unrecht zu schämen.

Ein deutscher Gast, seit Langem mein Freund, fragte mich einmal, warum ich so freundlich und nett zu den Deutschen sein könne, da ich doch durch diese so viel erlitten hätte. Ich kann zu allen nett sein, wenn ich nicht angestänkert werde.

Mit einiger Sorge erfüllt mich die Entwicklung der Politik in Südtirol. Nach dem Krieg war das Volk misstrauisch. Man meinte, die Volkspartei sei wieder so eine Partei wie vorher die Nazipartei, und wollte sich nicht noch einmal auf so einen Schwindel einlassen. Die Gründer der Volkspartei jedoch waren die Dableiber, die für das «Deutsche», dieses Mal aber für das «Tirolerdeutsch», warben und sich wehrten. Da schlichen sich wieder solche ein, die immer noch das andere «Deutsch» im Kopfe hatten und wieder zum Zuge kommen wollten, was sicher ein Anlass war, misstrauisch zu sein. Besonders gespannt wurde die Lage in den Sechzigerjahren. Ich werde die Sprengstoffanschläge jener Jahre nie gutheissen, auch wenn man heute von verschiedenen Seiten hört, dass es sie gebraucht habe. Ich ärgerte mich manchmal, wenn ich zu jener Zeit durch die Stadt Bozen ging und Italienern begegnete, die mich als gefährlichen Terroristen ansahen. Ich konnte es ihnen nicht verübeln, weil ich, wie halt immer, in der Sarner Tracht war. Viele Italiener aber glaubten, jeder, der eine Tracht trage, sei ein Schütze, und somit auch ein Terrorist. Ichklärte so manchen Italiener auf und sagte, dass diejenigen, die sich nicht schämen, in ihrer Tracht nach Bozen zu gehen, die harmlosesten seien. Ein anderes Ereignis, das nur böses Blut gemacht und viel Vertrauen zerstört hat, war die sogenannte Dornenkrone, die man im Jahr 1984 in Innsbruck herumtrug. Ein witziger

Bauer sagte einmal treffend zu einem, der in Innsbruck begeistert dabei gewesen war: «Ihr habt in Innsbruck die Dornenkrone getragen, dafür müssen wir hier jetzt das Kreuz tragen.» In den Deutschtumsfanatikern steckt immer noch eine gute Portion Hitlergeist drinnen, der von alten Nazis, die ihre Niederlage noch nicht verdaut haben, geschürt wird. Ich glaube und hoffe nicht, dass man heute so schnell wegen der Neonazis aus Deutschland Feuer fangt und ihnen nachläuft, obwohl es in ganz Südtirol doch solche gibt, auch unter den Politikern, die dem neu aufkeimenden Nationalsozialismus im Ausland gar nicht so abgeneigt sind. Unserer Jugend möchte ich sagen: Bleibt Südtiroler, aber bleibt auch tolerant denjenigen gegenüber, die eine andere Sprache sprechen und mit denen wir leben. Lasst keine herein, die mit euch das machen, was sie mit uns gemacht haben. Die Frage des Heldentums beschäftigt mich seit jener Zeit, in der ich von vielen Frontkämpfern als minderwertig oder als Verräter hingestellt worden war. So mancher Dableiber dachte sich nach der Besetzung Südtirols durch die Deutschen im Jahre 1943, es könne eh nicht mehr lange dauern, bis der Krieg aus sei, er würde mithilfe von ein paar guten Freunden schon durchkommen, und flüchtete. Ich glaube, da brauchte es schon mehr Mut, als mit der Masse mitzumarschieren. Man wollte, wenn es schon sein musste, das Leben lieber in der Heimat lassen als in einem fremden Land, wo eigentlich nicht um die Heimat gekämpft wurde. Nicht weniger Mut brauchte es dazu, sich – um den Eltern ein Leid zu ersparen – der Behörde zu stellen, sich ins Ungewisse zu stürzen und darauf das Martyrium des Konzentrationslagers zu erleben. Jeder Frontsoldat, wäre er nur einmal zu uns ins Konzen-

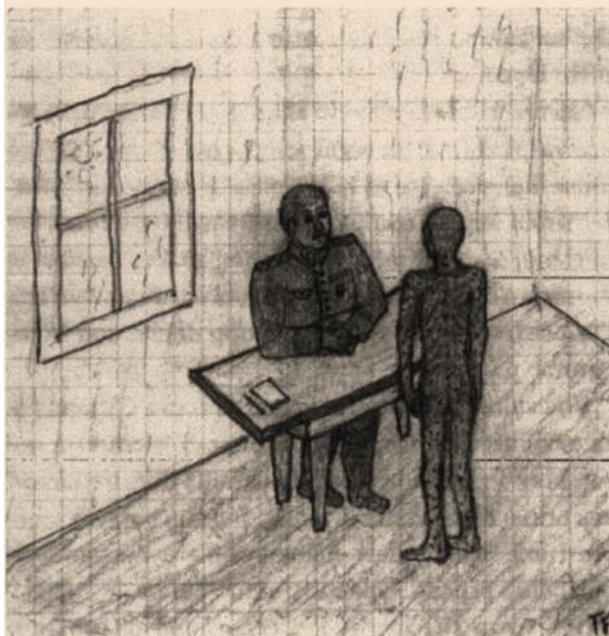
trationslager gekommen, wäre sofort wieder an die Front hinausgegangen, denn dort war man noch irgendwie ein Mensch und konnte sich verteidigen. Im Konzentrationslager hingegen war man der Willkür der SS ausgeliefert. Der Schrecken, den das Konzentrationslager verbreitete, sei zehnmal so gross wie die Angst vor der Front, sodass – wie jemand es ausdrückte – die Erfahrung eines einzigen Häftlings ausreichte, um zehn Soldaten an der Front zu halten. Helden sind für mich jene Menschen, die Menschenleben retten, auch auf die Gefahr hin, ihr eigenes Leben zu verlieren. Helden waren jene, die es wagten, gegen die verlogene Hitlerpropaganda aufzutreten und ihren Glauben zu verteidigen. Helden sind auch jene, die sich nach dem Krieg für ein deutsches Südtirol einsetzten und auch jene wieder eingliederten, die sich vorher selbst das Recht, Südtiroler zu sein, abgeschrieben hatten. Ich kann nicht abschliessen, ohne ein herzliches Vergelt's Gott an jene zu richten, die mir in der Zeit, von der ich erzählt habe, geholfen haben. Das sind die Menschen, bei denen ich im Frühjahr und im Sommer 1944 in den Nächten Nahrung und Aufnahme gefunden habe oder die mir Verpflegung zukommen liessen. Viele haben mir geholfen, indem sie mich vor Gefahren gewarnt und mich nicht verraten haben, obwohl dies ihre «strenge Pflicht» gewesen wäre. Sie wussten, was ihnen hätte passieren können, wenn es aufgekommen wäre. Wahrscheinlich bedeutete ihnen christliche Menschlichkeit mehr als zweifelhafte Verordnungen.

Danken möchte ich auch jenen, die meinen zwei in den letzten Kriegsmonaten geflüchteten Brüdern und allen anderen Widerstandskämpfern mit Lebensmitteln und Un-

terkunft geholfen und sie vor mancher Gefahr behütet haben. Alle zusammen trugen dazu bei, Menschenleben zu retten und den Krieg schneller zu beenden. Zu grösstem Dank fühle ich mich jenen gegenüber verpflichtet, die mir im Konzentrationslager und in der Gefangenschaft geholfen und mich manchmal vor dem sicheren Tode gerettet haben. Auch jenen möchte ich danken, die zum Glück nicht um unser ganzes Leid wussten, aber dauernd für uns beteten. Ich sage immer wieder: Ein starkes Gottvertrauen und das Gebet haben mir über viele Härten hinweggeholfen und dazu beigetragen, dass ich glücklich heimkehren konnte. Ich habe dem Herrgott und der Mutter Gottes noch nie zu danken vergessen. Danken möchte ich zum Schluss jenen, die heute wieder den Mut aufbringen und keine Mühen scheuen, sich für den Frieden einzusetzen, besonders sind es die Frauen und Jugendlichen, aber auch Männer. Ich wünsche ihnen viel Durchsetzungskraft, damit immer mehr Leute einsehen, dass ein Leben in Frieden und Günsamkeit, Nächstenliebe und Nächstenhilfe schön sein kann.

Reinswald, 1988

BILDER FRANZ THALER







BILDER SEPP PFATTNER

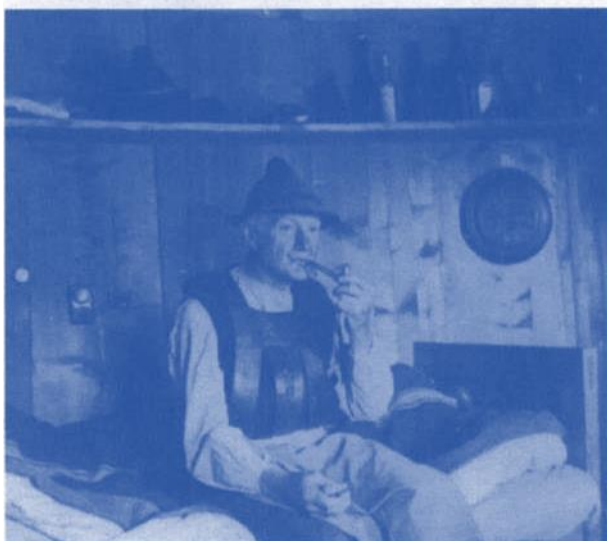








FOTOS UND DOKUMENTE



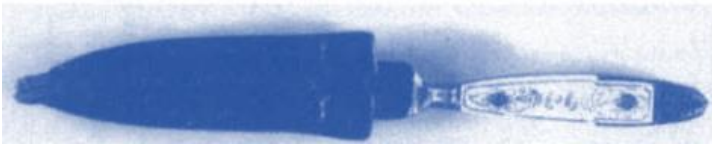
Franz Thalers Herkunft: Das Elternhaus in Reinswald und der Vater Stanislaus Thaler.



Franz Thaler neunzehnjährig.



Südtiroler Nationalsozialisten: Versammlung des «Völkischen Kampfring Südtirols» (VKS) im Sarntal am 5.10.1940 mit dem Landesführer Peter Hofer im Vordergrund. Im Bild darunter die Vereidigung von VKS-Aktivsten im Sarntal, 1939 oder 1940.



Auf der Flucht: In einer dieser Heuschupfen auf der Scheibwiese am Hinterseeberg hielt sich Franz Thaler versteckt. Dort vertrieb er sich die Zeit mit Gravieren, wobei dieser Messergriff mit den fein gearbeiteten Ornamenten entstand.

Hall am 16.12.44

Liebe Eltern!

Ich möchte euch noch ein paar Zeilen schreiben. Ich befinde mich auf dem Weg nach Dachau, und bin seit 2 Tagen von Jochlanders weg. Gestern habe ich in Innsbruck übernachtet und dort habe ich Schreckliches gesehen und erlebt. Den heutigen Tag habe ich im Gefängnis in Innsbruck mit Angst und Verzweiflung unter Bombenhagel erlebt, und jetzt befinde ich mich in Hall im Gefängnis zum übernachten. Inzwischen habe ich mir ausdenken können, was 10 Jahre KZ Dachau für mich bedeuten, da mir mein Begleiter vorher ungefähr zu verstehen gab, was ich zu erwarten hätte. Er gab mir noch die Gelegenheit, euch zu schreiben. Ich möchte euch Eltern und allen Wohltätern recht herzlich für alles danken, lebt wohl auf ein Wiedersehen daheim oder in.... Bitte lüftet für mich, und grüßt mir alle, die um mich fragen.

Euer Sohn Franz

Zwischenstation während des Transports ins KZ Dachau:
Brief Franz Thalers aus dem Gefängnis in Hall.



Die Lebensbedingungen im KZ Dachau: Die Lagerhäftlinge waren auf engstem Raum zusammengepfercht. Jede Wohnbaracke war in vier «Stuben» unterteilt, jede «Stube» in einen Wohn- und einen Schlafraum für jeweils 52 Häftlinge, also 208 Häftlinge pro Baracke. Im Laufe des Krieges mussten bis zu 1.600 Häftlinge in einer Baracke, also 400 je «Stube», unterkommen.

14. Straflager Dachau
 Jeder Gefangene darf nur alle 8 Wochen einen
 Brief schreiben und von den
 Angehörigen empfangen. Die Briefe müssen mit
 einer Aufschrift versehen sein und dürfen
 nicht mehr als 10 Zeilen mit je 15 Zeilen enthalten.
 Die Beschränkungen sind nicht anzuwenden,
 wenn der Gefangene nicht geschäftlich
 oder beruflich bedingt, unbedingt nur in unbedingt
 notwendigen Fällen eine kurze Sprech-
 erlaubnis kurzweilig erhalten werden.
 Briefe dürfen grundsätzlich nicht geschickt werden,
 wenn Geldsendungen bis zu RM 5.00 monatlich sind ge-
 stattet.
 Der Leiter des Straflagers
 Dachau

Herzbruck, den 4.1.
 1945

Liebe Eltern
 Ich danke euch
 sehr für die
 Briefe und hoffe
 bald wieder
 ein Treffen mit
 euch zu haben
 von mir berichten kann

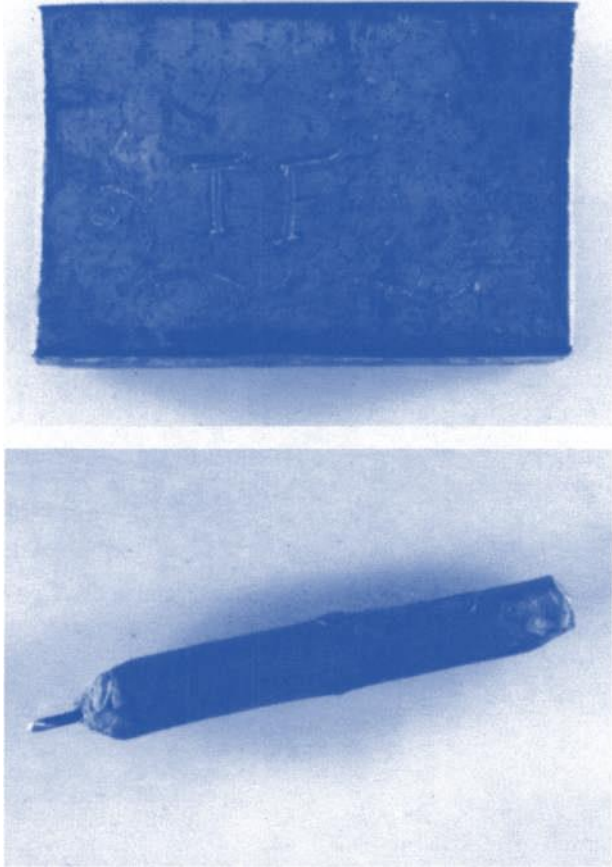
Thaler Franz

alles ist soweit gut ich habe gute
 Arbeitskollegen auch andere Gefangene
 sind bei mir, aber keine Bekannten sind
 die hier sind Kiewitz und auch noch ein
 illegaler Arbeiter im Straflager. Wie
 ist es Euch und wie geht es den
 Eltern. Ich würde mich freuen wenn
 Ihr bald wieder Briefe schreibt
 Euch Liebe Franz. Ganz liebe Grüße
 von mir

Die nächste Station auf dem Leidensweg Franz Thalers:
 Brief an die Eltern aus dem Arbeitslager in Herzbruck.



Das Bild dieses Mannes gibt das ganze Elend in den Konzentrationslagern wieder.



Diese Dose, aus einer Konservenbüchse gefertigt, hatte Franz Thaler in der Zeit der amerikanischen Kriegsgefangenschaft eingehandelt und mit dem primitiven «Graviereisen» (unten) verziert.



In der Not des KZ war dieser Löffel ein kostbares Fundstück; den Stiel hatte Franz Thaler selbst angebracht. Den Rosenkranz (daneben) versteckte er im Ärmel seines Hemdes.



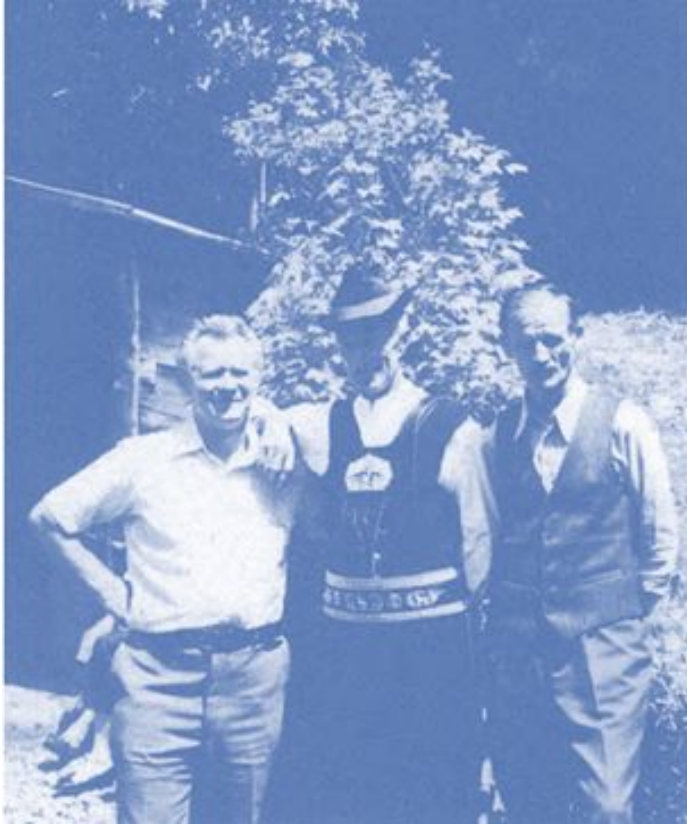
Mithäftlinge: Die Gebrüder Heinrich und Franz Haller (Walten, Passeier) lernte Franz Thaler im Arbeitslager in Hersbruck kennen. Auch sie kamen in amerikanische Gefangenschaft.



Alois Mantinger (Gufler) aus Villnöss. Mithäftling im Konzentrationslager Dachau.



In der amerikanischen Gefangenschaft lernte Franz Thaler Martin Schwitzer (genannt «Stricker-Marti») aus Pens kennen. Dieser war fortan sein ständiger Begleiter und «Schutzengel».



Franz Thaler mit den Gebrüdern Karl (links) und Erich Pichler (rechts) aus St. Leonhard, Passeier. Sie hatten die letzten Tage in Dachau und die nachfolgende Gefangenschaft gemeinsam verbracht.



Bartholomäus Terzer, Pfarrer in Latzfons, und Franz Thaler am Latzfonser Kreuz. Die beiden lernten sich im November 1944 im Schlanderser Gefängnis kennen.

MITHÄFTLINGE FRANZ THALERS IM GEFÄNGNIS VON SCHLANDERS 1944:

Anton Königsrainer (geb. 1921) aus St. Leonhard in Passeier. Er wurde ebenfalls ins Konzentrationslager Dachau eingeliefert, wo er im April 1945 kurz vor der Befreiung des Lagers starb.

Franz Hauser aus St. Leonhard in Passeier. Auch er wurde 1944 ins Konzentrationslager Dachau eingeliefert.

Alois Darocca (geb. 1904) aus Radein. Er wurde wegen Desertierens vom Sondergericht in Bozen zum Tode verurteilt. Die Exekution wurde aber nicht durchgeführt; er verblieb bis Kriegsende in den Gefängnissen von Schlanders und Mals sowie im Polizeilichen Durchgangslager von Bozen.

Bartholomäus Terzer (geb 1896) aus Lana, Pfarrer in Latzfons.

Polykarp Obkircher (geb. 1898) aus Völs, Pfarrer in Wangen am Ritten.

Dr. v. Stenizer, Pfarrer in Algund.

Ausser Franz Thaler gab es in Reinswald noch folgende Deserteure:

Josef Thaler	(geb. 1916), Ausserebner
Anton Thaler	(geb. 1916), Prousl
Joachim Stuefer	(geb. 1915), Winter
Josef Stofher	(geb. 1921), Wieser
Alois Stofher	(geb. 1924), Obergugg
Martin Thaler	(geb. 1913), Trattmann
Florian Thaler	(geb. 1922), Walkle

Die Zahl der Fahnenflüchtigen aus der Deutschen Wehrmacht betrug im ganzen Sarntal in den Jahren 1944-45 zweiunddreissig Personen.



Franz Thalers Tätigkeit nach 1945: Nach seiner Heimkehr erlernte er bei seinem Bruder Johann das besonders im Sarntal gepflegte Handwerk des Federkielstickens.



Der Bruder Johann Thaler beim Ausüben seines Handwerks.



Mit Federkielstickerei verzierte Trachtengürtel,
Hosenträger und Trachtenschuhe.



Der Umgang mit der Vergangenheit: Nach 1945 wurden aus Kriegsopfern zu verehrende Kriegshelden, Deserteure bezeichnete man weiter als «Kriegsverräter». Im Bild die Kranzniederlegung am Gefallenendenkmal in Reinswald 1947 (oder 1948), danach die Beteiligten beim Kartenspiel, von links nach rechts: Josef Stofner (Wieser), Josef Thaler (Grieser), Franz Thaler (Dorner).

Reinswald 15.9.43

Lieber Herr: Recla

Da ich nach langem Hierumfragen erfahren habe, wo Du wohnst, so möchte ich Dir in ein paar Zeilen schreiben und Dich herzlich grüßen. Obwohl es schon fast 30 Jahre her ist, habe ich Dich nicht vergessen und werde Dich auch nie vergessen. Denn Du warst der letzte Mensch, der mich tiefing auch noch als Mensch behandelt, bevor mich im KZ Dachau die Kräfte der SS in Empfang nahmen. Ich bin aber noch mit dem Leben darangekommen, wenn auch nicht ganz gesund. Ich habe 1955 geheiratet und meine Frau schenkte mir 4 tolle Kinder. Wir haben ein kleines Häuschen, ich bin Federkiststicker und dabei in der Gemeinde. Wie geht es Dir und was machst Du? Bitte schreibe mir einmal, oder wenn Du einmal nach Südtirol fährst, so besuche mich, es würde mich sehr freuen.

Es grüßt Dich und die Deinen Dein ehemaliger Schützling auf dem Weg von Schlanders nach Dachau

Franz Thaler mit Familie

Alte. Franz Thaler

Federkiststicker Reinswald 63 39058 Sarnthal Bogen

Auseinandersetzung mit der Vergangenheit: Brief an den Wachtmeister Recla, der Franz Thaler im Herbst 1944 aus dem Gefängnis von Schlanders in das Konzentrationslager Dachau brachte.

Hall am 20/9 73

Lieber Kamerad!

Habe am 19/9 . Deinen Brief erhalten.

Bin ganz erstaunt das Du dich erinnern magst nach sooo! vielen leid da ich Dich an einer solchen Unglückstätte abgeliefert hab.

Ich bin wirklich froh das Du mit dem Leben davon gekommen bist, und das Du ^{nicht} ^{nicht} groll an mich wendest . Ich an meiner Persohn hätte Dich gerne laufen lassen.

Kun etwas anderes, Du möchtest mich besuchen was mich auch sehr freuen würde, aber Du müstest auch zuvor verständigen damit ich auch zuhause bin, auch ich werde Dich einmal besuchen wen wir gesund und am Leben bleiben.

Ich möchte den Vorschlag machen zu Ostern oder vielleicht auch früher zxxx jenachdem.

Ich war schon öfters in Südtirol und auch in Sarntal, bin nun in Tension aber meine Rente ist nicht so gros das ich viel Reisen machen ka aber nach meiner Heimat Südtiröb geh ich immer gerne .

Viele liebe grüsse von Deinen Freund

Sepp und Familie. Extra Grösse an all Deine

Recla Josef

Lieben.

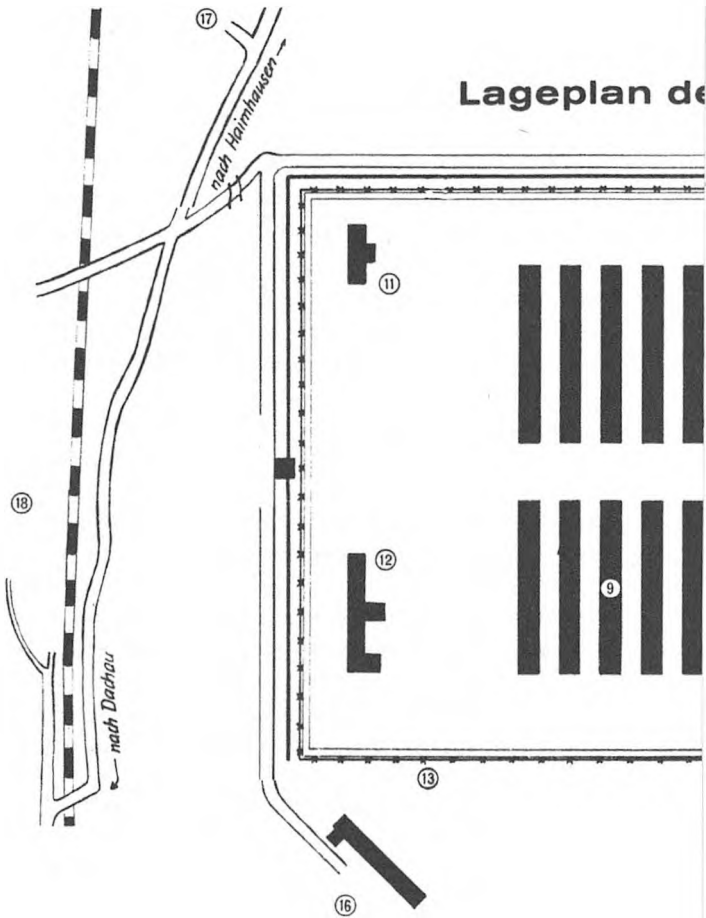
Münzergasse 4

6060 Soldad-Hall in Firöb

(Österreich)

Antwortschreiben von Wachtmeister Recla an Franz Thaler.

Lageplan de



1) Lagerstraße

2) Baracken

2) Baracken

3) Appellplatz

4) Jourhaus

5) Wirtschaftsgebäude

6) Revierbaracken

7) Totenkammer

8) Strafböcke

9) Priesterblock

10) Kantine

11) Desinfektionsbaracke

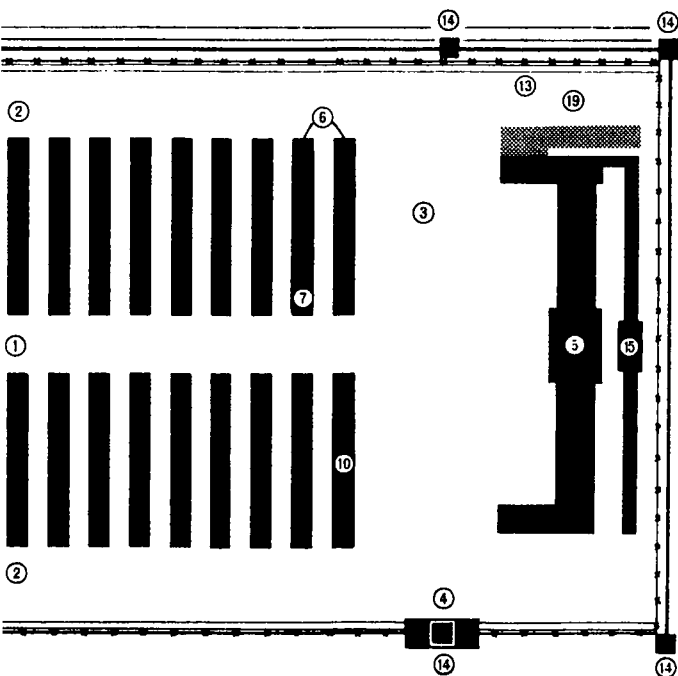
12) Lagergärtnerie

13) Graben mit elektrisch geladenem Stacheldraht und Lagermauer

14) Wachttürme

15) Lagerarrest (Bunker)

Konzentrationslagers Dachau



16) Krematorium

17) SS-Schießplatz

18) Friedhof Leitenberg

19) In einer durch einen Gang vom Wirtschaftsgebäude getrennten Baracke, abgesondert vom restlichen Lager, mit dessen Insassen sie nie in Kontakt kamen, waren Franz Thaler und seine Schicksalsgenossen untergebracht.



Aufarbeitung der Vergangenheit: Luftaufnahme des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau, welches heute als Gedenkstätte dient. Die Reinswelder Jugend besuchte das KZ in Begleitung von Franz Thaler im Jahr 1985.



Latzfons, am 1. Mai 1986

Liebe Teilnehmer
an der Fahrt nach Dachau!

"Wenn das Wunder geschieht, daß ihr lebend davonkommt, schreibt es auf und sprecht es aus, was sie mit uns angestellt haben."

Mit dieser Bitte von sterbenden Häftlingen beginnt Johann Neuhäusler, Weihbischof von München, sein Buch über Dachau. Und den Einwänden "Kein Aufhebens mehr davon machen! Gras darüber wachsen lassen!" hält er entgegen: "Damit begingen wir ein neues Unrecht gegen die Todesopfer des KZ, ... Damit brächten wir auch uns selbst um die Lehren, die uns all dies Traurige geben kann, und setzten uns neuer Gefährdung aus."

Wir wollen mit diesem Besuch in Dachau jene ehren, die wegen ihrer religiösen und politischen Überzeugung in den Konzentrationslagern, und auch infolge des Krieges, so unsäglich viel gelitten haben durch jene, "denen das deutsche Volk leider mit dem Stimmzettel die ganze Macht in die Hand gab" (Bischof Neuhäusler); vielleicht kann durch diese Fahrt auch die politische Verantwortung, die jeder von uns hat, etwas bewußter gemacht werden.

Handzettel des SVP-Sozialausschusses und des KVV-Ortsausschusses Latzfons anlässlich einer Dachaufahrt im Jahre 1986 in Begleitung Franz Thalers.



Besichtigung des Konzentrationslagers Dachau im Jahr 1986.



Der Bock – wie er im Konzentrationslager Dachau verwendet wurde. In der im Text geschilderten Szene wurden die Auspeitschungen auf einem gewöhnlichen Tisch vorgenommen.



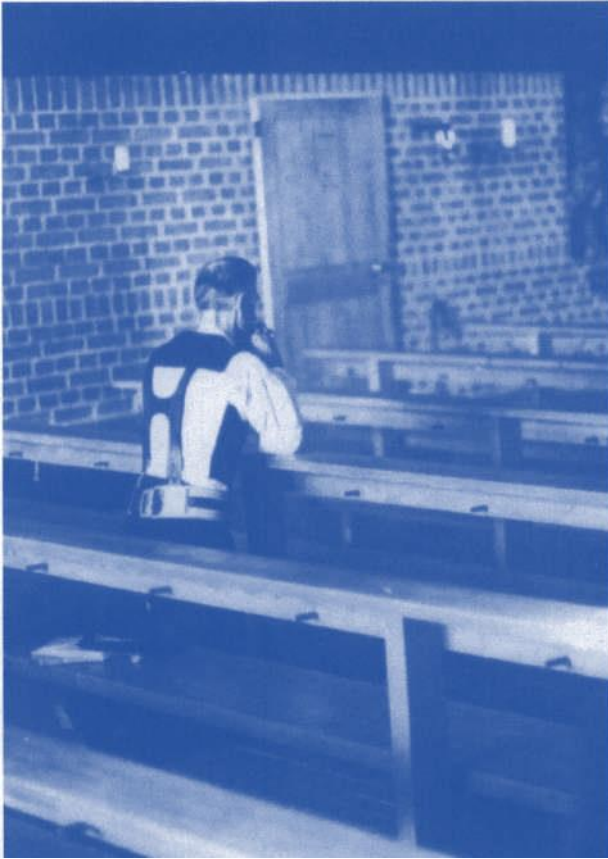
Die Verbrennungsöfen von Dachau.

Wie kam es zu einem Backofen?

Aufzeichnungen deuten darauf hin, dass es den **Backofen** schon **mehr** als 5000 *Jahre* gibt. Die Form, der damaligen *Backöfen* war sehr gross und glichen eher *Gebäuden* oder *Häusern*. Man verwendete sie damals, um aus Getreide, Fett und etwas Milch Fladen zu backen. Nach und nach entwickelte sich so etwas wie **spezielle Backöfen**, die nur zum *Brotbacken* verwendet wurden. Die **Form** ist vergleichbar mit den *heutigen Brotbackautomaten*. Diese funktionierten damals allerdings **nicht** mit *Strom*, da dieser erst viel später erfunden wurde. Der **Brotbackofen** wurde von unten befeuert, was der Grund war, warum der Teig von oben zugeführt wurde.



Riesige Backöfen, worin Brot für mehrere Tausend Menschen gebacken wurde, gab es zur Zeit des *Römischen Reiches*. Die **Hauptmahlzeit** der Bevölkerung bestand vorwiegend aus *Brot*, da dies ein günstiges Grundnahrungsmittel war. Da Brot, also *Nahrung*, wichtig für die Ruhe unter den Menschen war, wurden die Bürger *kostenlos* mit dem Brot versorgt. Mit den *Römern* gelangte der **Backofen** nach Europa, wo ebenfalls Brot damit gebacken wurde. Der **Steinbackofen** kam einige Zeit später und ist für *Pizzabäcker* und *Bäcker* noch heute unersetzlich. Es handelte sich früher um ein Bauwerk, welches kuppelförmig angeordnet war. Bei dieser *Form* ist die Isolation sowie die **Wärmespeicherung** am optimalsten. Bevor allerdings der **Backvorgang** eingeleitet werden konnte, musste er vorgeheizt werden. Dafür zündete man das Feuer im *Backofen* an und entfernte nach dem Abbrennen die Glut. Durch die *Speicherung* der **Hitze** konnte das Gut wunderbar gebacken werden. Noch *heute* gibt es **Steinbacköfen**, die auf diese Weise *funktionieren*. (aus <https://www.expertentesten.de/geschichte-des-backofens/>)



Franz Thaler in der Gedächtniskapelle in Dachau im Jahr 1986.

BILDVERZEICHNIS

Die Zeichnungen auf den Seiten 175, 176 und 177 stammen vom Autor, jene auf den Seiten 178, 179, 180, 181 von Sepp Pfattner. Die im Bildblock wiedergegebenen Fotos wurden vom Autor zur Verfügung gestellt.

Die Fotos auf Seite 184 stellte Dr. Leopold Steurer zur Verfügung. Das Foto auf Seite 187 ist der Broschüre «Konzentrationslager Dachau», Brüssel 1972, entnommen.

Der Lageplan des Konzentrationslagers Dachau (Seiten 204/205) ist dem Wegweiser der KZ-Gedenkstätte Dachau entnommen.

Einschub nach S. 210 zum Thema ‚Vorheizen‘

«STUMM UND ERGRIFFEN SASS ICH DA»

Auszüge aus Briefen an Franz Thaler
ausgewählt von Franz Pfattner, 1999.

Bin auf Besuch bei meinem 45-jährigen Sohn Albert in Florenz, wo ich Ihr trauriges, erschütterndes Buch «Unvergessen» las, das ich ihm mitbrachte. Hoffentlich lesen die entsetzlichen Tatsachen noch viele, besonders Jugendliche, als Warnung und Mahnung! Ihre Überzeugung teile ich ganz, auch bezüglich der Nazi, die sich kaum zu ändern scheinen. Welch unmenschliche Tyrannei musste sicher auch mein 34-jähriger Mann erleiden (ital. Staatsbürger) von unseren sogenannten deutschen Brüdern. Mein edler Mann handelte treu nach seinem Gewissen, als wahres Vorbild der kämpferischen Jugend und unvergessen!

Hildegard Wwe. Mayr-Nusser, Florenz

Besonders gut gefiel uns Ihr Vertrauen in die Jugend.
Das ermutigt uns.

*Klasse 4B der Handelsoberschule
«Heinrich Kunter», Bozen*

Ich habe soeben Ihr Buch fertiggelesen und habe nun das Bedürfnis, Ihnen zu schreiben. Dieses Buch hat in mir einen tiefen Eindruck hinterlassen. Ich habe als Geschichtsstudentin zwar viel über den Nationalsozialismus und dessen Verbrechen gehört, doch dieses Grauen, diese schrecklichen Dinge blieben immer irgendwie unvorstellbar. Man weiss nichts vom Alltag in diesen Lagern, nichts von der alltäglichen Angst und dem Hunger, den Grausamkeiten und der Unmenschlichkeit. Und dann erscheinen

Ihre Erinnerungen. Deshalb sind wir Ihnen zu Dank verpflichtet, denn nur wenn wir von den Fehlern unserer Vorgänger wissen, können wir aus diesen auch lernen. Es ist gut, dass Sie sagen, diese Dinge sollen nicht vergessen werden. Denn ich glaube, gerade wir Südtiroler haben es bitter notwendig, in Sachen Toleranz gegen Andersdenkende noch dazuzulemen. Ihr Buch war mir auch sonst eine Lehre. Es ist nämlich beschämend für einen Menschen aus der sog. Wohlstandsgesellschaft wie mich (obwohl ich aus einer Sarner Familie stamme und in meiner Kindheit auch auf vieles verzichten musste, lebe ich heute doch in guten Verhältnissen), zu lesen, welchen Wert ein Stück Brot für Menschen haben kann. Auch das gehört zu den unvorstellbaren Dingen, und es ist gut, daran erinnert zu werden, dass es nicht immer so war. Ich danke Ihnen für dieses Buch und grüsse Sie unbekannterweise, aber mit grossem Respekt vor Ihrer Person.

Klara Rieder, Terenten

Von Ihrem Buch «Unvergessen» war ich so eingenommen, dass ich es erst wieder weglegte, als ich es ausgelesen hatte. Stumm und ergriffen sass ich da und dachte über all Ihr Erlebtes und Erlittenes nach. Für mich war es nicht nur ein grosser Beitrag zur Aufklärung über diese Zeit, sondern viel mehr. In diesem Buch bewundere ich Sie als Menschen, dass Sie trotz allem immer wieder Mut und Hoffnung aufbrachten und, wohl auch der Glaubensstärke wegen, so Unglaubliches durchhalten konnten. Staunenswert auch, dass nicht Hass und Vergeltung, sondern die Versöhnung und Frieden an erster Stelle stehen.

Frieda Mutschlechner, Marling

Ich habe öfters schon von Menschen mit ähnlichen Erfahrungen und Entbehrungen gehört und gelesen; dieses Buch aber hat mich überwältigt. Ich möchte Dir, lieber Franz, herzliches Vergelt's Gott sagen für jeden Satz und jedes Wort, besonders für Deine einfache, aber umso klarere und eindrucksvollere Art und Weise des Berichtens. Aber mein besonderer Dank an Dich gehört Deinem offenen, unerschrockenen christlichen Bekenntnis. Ich bin überzeugt, dass Dein Buch für viele Menschen, besonders für viele junge Menschen, sehr wertvoll ist. Hier schreibt ein Sarner, ein Mensch, ein überzeugter Christ. Möge Dein Buch oft und gerne gelesen werden, damit das Ziel, das Du damit verfolgst, nämlich sich für den Frieden einzusetzen, auch und ganz besonders hier in unserer lieben Heimat, erreicht werden kann. Tausendfach Vergelt's Gott!

Hans Pamer, Johanneum, Dorf Tirol

Ich hatte grosses Mitgefühl mit Deinem Schicksal. Du warst jung, wohl auch gesund, sonst hättest es kaum «derpackt». Was mich sehr beeindruckt hat, war Deine Glaubenshaltung. Die Kraft aus dem Gebete gab Dir Kraft zum Durchhalten. Ich freue mich. Ob nicht der eine oder andere der Leser doch aufgerufen wird, in schweren Stunden des Lebens sich betend an Gott zu wenden? Das wäre eine schöne Frucht des Buches. Natürlich musst Du sicher mit Kritiken rechnen, besonders von jenen, die die Vergangenheit ausgelöscht wissen möchten und einen «Schwamm darüber». Und es ist gut, dass am Gewissen gerüttelt wird. Mich hat Deine Haltung zu jenen Menschen, denen Du Dein Schicksal «verdankst», gefreut. Ohne Hass. Dass man so etwas nicht vergessen kann, ist wohl verständlich.

Du schreibst ja, dass Du zu allen nett sein kannst, wenn Du «nicht angestänkert wirst». Ich habe von Dir sogar den Eindruck, dass Du auch dann «nett sein» kannst, wenn Du ein bisschen angestänkert wirst.

Heinrich Demanega

Du hast die Zeiten im Erleben äusserlich und innerlich geschildert, sodass wir sehr ergriffen waren und uns sehr glücklich schätzen, Dich persönlich zum Freund zu haben. Der «Weg in die Heimat» und das «Nachwort» zeigen Deine innere Grösse, hoffentlich lesen viele Bekannte Dein Buch, wir werden dazu Anlass geben.

Siegfried und Gisela Knoll, München

Die Zeit zwischen 1914 und 1945 war schwierig, und damals war es sehr schwierig, richtig zu handeln. Deshalb sollten wir, d. h. meine und die kommenden Generationen, uns nicht das Recht anmassen, die Menschen von damals zu verurteilen; wer weiss, ob wir an ihrer Stelle besser gehandelt hätten. Das heisst nicht, dass wir uns nicht bemühen sollten, daraus zu lernen. Wenn die Südtiroler und die meisten Deutschen heute mehr als je zuvor in der Geschichte Freiheit, Frieden und Demokratie geniessen und schätzen, so haben wir das gewiss auch der Tatsache zuzuschreiben, dass sie Unheil und Opfer nicht ganz vergessen haben.

Paul Marsoner, Bozen

Wer nur in Hitler und Mussolini Schuldige sieht und abstreitet, dass es unter den Südtirolern viele Mitschuldige gegeben hat, dem muss man in aller Schärfe die wahren Begebenheiten in Erinnerung rufen.

Josef Ties, Bozen

Es kam mir so vieles wieder in Erinnerung, es ging alles hart auf hart. Wir waren ja noch Kinder und mussten in diesem System gross werden. Was mich an allem so fasziniert, war, dass da ein Mensch ohne höhere Schulbildung, nicht einmal eine brauchbare Schule, diese Fähigkeit hat, so wunderschön zu schreiben.

Rosa Happ

Gerade im Gespräch über Ihr Buch habe ich auch von meiner Mutter viel über diese Zeit erfahren, auch wie in meiner eigenen Verwandtschaft viel Unrecht passierte. Ohne diesen Anstoss durch Ihr Buch hätte ich vieles von der Geschichte meiner Vorfahren nicht erfahren. Das Vergessen hilft nur dem Verdrängen, und was verdrängt wird, tritt an anderer Stelle hervor und wirkt unheilvoll weiter. Sie haben über die Vergangenheit berichtet und damit Zukunft gebaut.

Richard Santifaller, Brixen

Möge dieses «Geschichtsbuch» viele, vor allem jugendliche Leser finden, damit solches Leid nie mehr die Menschen treffe. Aber auch damit die Jugend erkenne, dass ohne Opfersinn und ohne Heimatliebe unser Leben verkümmert. Vor allem möge es jenen Mut machen, die immer wieder die Zivilcourage haben, «Nein» zu sagen!

Erika und Rudi Gamper

Ihr Buch solle für jeden Südtiroler eine Pflichtlektüre sein. Als damaliger Optant habe ich in den vergangenen 50 Jahren sehr viel dazu gelernt, aber so was Eindringliches ist mir nicht untergekommen. Der Schritt von Intoleranz zum Terror ist verhältnismässig klein und schnell getan, besonders wenn sich das Verantwortungsgefühl in blinden Gehorsam verwandelt. Hoffentlich haben wir in Zukunft noch genug Beter, dass uns um ihretwillen Gott von neuen Egoismen und Irrungen verschont.

Karl Zuegg, Lana

È stata una lettura impegnativa ma molto istruttiva e educativa. La serenità e l'umanità manifestate, nonostante le tante esperienze vissute, sono semplicemente meravigliose. Sono orgoglioso ehe la sua «Heimat», la sua «terra» siano lo stesso Paese (sì, sono nato e ho vissuto a lunga a Bolzano, dove riposano per sempre i miei genitori).

Es war eine anstrengende, aber sehr lehrreiche Lektüre. Trotz der vielen Erlebnisse haben Sie eine erstauenswerte Heiterkeit und Menschlichkeit beibehalten. Ich bin stolz darauf, dass Ihre Heimat auch die meine ist. (Ich bin in Bozen geboren und habe lange Zeit dort gelebt. Auch meine Eltern haben in Bozen ihre letzte Ruhestätte gefunden.)

Celso Pasini, Trento

Das Schweigen derer, die diese Zeit miterlebt haben, auch in unserem Dorf, trägt nicht eben dazu bei, solche Vorkommnisse für die Zukunft unwiederholbar zu machen. Ihr Buch hat in meinem Freundeskreis schon für viele Diskussionen gesorgt und wird es auch in Zukunft

tun. Vor allem aber, und das ist für uns sehr wichtig, haben Sie die Theorie und Ausrede vieler widerlegt, dass man sich Zivilcourage in der heutigen Zeit nicht leisten kann.

Ulrich Gunsch, Matsch

In Wien hast Du sehr beeindruckt mit Deinen Erinnerungen an die wohl schlimmsten Jahre der Südtiroler Geschichte. Deine Art «frisch von der Leber» zu erzählen, liess das Erzählte noch glaubwürdiger und authentischer erscheinen. Manche Kollegin und mancher Kollege sagten mir, als wir Tage später noch immer über Deine Erinnerungen sprachen, es wäre gut für Südtirol, wenn mehr – oder besser – möglichst viele Zeitzeugen so offen und ehrlich aus jenen finsternen Zeiten erzählten. Du hast es gewagt und hast uns alle für Dich gewonnen. Dafür danke ich Dir persönlich und im Namen der Südtiroler Hochschülerschaft Wien.

Südtiroler Hochschülerschaft, Wien

Es gibt viele Menschen, die die Schrecken des Faschismus, die Options- und Kriegszeit erlebt haben, und auch noch andere, die im KZ waren. Doch leider sind die meisten stumm, reden nicht über das Erlebte, verschliessen Qual und Hass in ihrem Inneren, bleiben in der Vergangenheit haften und verschliessen sich der Gegenwart. Oft erfahren nicht einmal die engsten Verwandten von dem Schicksal ihrer Väter. Ihre Erzählung hat zudem auch Gefühle, Reaktionen, Betroffenheit erzeugt, die durch die alleinige Auseinandersetzung mit dem Lehrbuch nie entstanden wären.

Ingrid Mattedi, Sarnthein

Mir ist die Idee gekommen, Ihnen diesen Brief zu schreiben, als wir in der Schule einige Teile Ihres Buches vorlasen und über Sie und über die Option sprachen. Sie sind ein sehr starker und mutiger Mann, und ich beneide Sie für Ihre Kraft, Ihren Mut und Ihre Lebensfreude.

Dagmar Senoner, St. Ulrich

Heuer haben wir als Klassenlektüre Ihr Buch «Unvergessen» gewählt. Es hat uns sehr angesprochen, und wir haben viel darüber diskutiert. Besonders hat uns das beeindruckt, wie Sie sich gegen Faschismus und Nationalsozialismus gestellt haben, das war sehr mutig.

Klasse 3B, Mittelschule Kaltern

Gerade in Ihrem schönen Land, in dem im August 1984 zum 175. Jahrestag des Hofer-Aufstandes in den Schützenvereinen Kriegsteilnehmer mitparadierten, die ihre Orden, die sie sich in Hitlers Vernichtungsfeldzügen «verdient» hatten, schamlos zur Schau stellten, ist die Verbreitung Ihres Werkes sehr, sehr wichtig. Meine Anerkennung! Sie werden sehen, dass wir, so verschieden unsere Lage war und wie unterschiedlich wir auch sein mögen, uns in einer Hinsicht gleichen: IN DER ABSCHEU VOR MILITÄRISCHER GEWALT. Nicht jeder hat sich an Folterungen und Morden beteiligt, wenn es in diesem Krieg noch Helden gab, so waren es die, die den Wahnsinn entmenschter Vorgesetzter durchschaut und sich nicht an Verbrechen beteiligt haben. Es waren die, die sich noch eine gesunde Abscheu vor den Untaten ihrer «Kameraden» bewahrt und Widerstand im Rahmen ihrer geringen Möglichkeiten geleistet haben. Sie haben Befehle falsch

verstanden, diese widersinnig ausgeführt oder einfach vergessen. Wenn es nicht anders ging, haben sie sich «krank» gemeldet.

Herward Beschorner, Berlin

Gerade habe ich Ihr Buch gelesen und ich muss Ihnen einfach ein paar Zeilen schreiben, denn was Sie da geschrieben, selber erlebt haben, das ist mir ganz nahe gegangen, einige Male musste ich weinen. Was Sie alles erleiden mussten, das ist unvorstellbar, und Ihr Glaube, Ihr Beten und Ihr Hoffen, das wird mir Vorbild sein.

Antonia Rainer, Trems

Ich wünsche Ihnen für die Zukunft Mut, Sie werden denken, Gesundheit ist das Wichtigste, ich aber wünsche Ihnen Mut, dass Sie das wieder ertragen können, was Ihnen weh tat und noch immer tut. Meinem 17-jährigen Sohn überlasse ich jetzt das Buch, damit er aus Vergangenen lernen kann und dass sich solche Grausamkeiten nie mehr wiederholen dürfen.

Josefine Gorf, Götzens (A)

Franz Thaler beeindruckte vor allem durch sein Verzeihen-Können, er hege keinen Hass gegen seine Peiniger, sondern habe ihnen schon verziehen, beteuerte er. Er sah grosse Hoffnungen in der Jugend von heute, die für ihn viel kritischer und besser informiert ist als die Jugend seiner Zeit. Durch eine kritische Hinterfragung und Aufarbeitung der Geschichte könnte ein besseres Zusammenleben mit dem Nächsten möglich sein.

Jugenddienst Brixen

Wir möchten Ihnen und allen anderen Menschen, die sich dafür einsetzen, dass dunkle Kapitel der Geschichte nicht mehr totgeschwiegen werden, danken. Nur so wird es uns einmal möglich sein, aus der Geschichte zu lernen und die gleichen Fehler nicht noch einmal zu machen. Danke.

Klasse 5B der Oberschule für Landwirtschaft, Auer

Ich glaube, dass es für Dich ein Opfer sein muss, immer wieder diesen schrecklichen Flecken Erde zu sehen. Der Dienst an die Jugend, ich meine damit die Begleitung, aber auch das Gespräch mit den Jugendlichen, ist aber unbezahlbar.

Sigrid Ramoser, Lengmoos/Ritten

Und Leute gäbe es heute genauso, die genauso wären wie damals, daran denke ich oft.

Alois Haller, St. Pankraz

Wir sind eine katholische Jugendgruppe, und wir versuchen dauernd im Rahmen unserer Möglichkeiten, uns dem Herrn zu nähern, doch nie zuvor spürten wir Gottes Wärme näher als bei unserer Begegnung. Ihr beispielhaftes Dasein ist ein einfaches und klares Vorbild für das friedliche Zusammenleben in Südtirol. Einige der Anwesenden hatten einige Vorurteile gegen Südtiroler deutscher Muttersprache, doch niemand fand Ihr heimatbewusstes Auftreten in Ihrer stolzen Sarner Tracht als störend, im Gegenteil. Die Thematik, die wir besprachen, ragte weit über blöde Vorurteile hinaus, und Sie stellten sich uns gegenüber völlig «unbewaffnet», Ihre einzige Waffe war Ihr friedliches Bewusstsein dem Leben gegenüber.

Andrea Cicalo, Bozen

Bei aller Tragik erheitert auch die Vorstellung, dass ein einfaches Bauembübl, im Sarntal, sich gegen das 1000-jährige Reich aufgelehnt hat. Im neu gewonnenen Leben dann hat derselbe Sarner uns gezeigt, was Patriotismus wirklich ist. Die Liebe zu seiner Familie und zu den Menschen im Allgemeinen.

Christl

Das bedeutet nur eines, lieber Franz: Du hast gewonnen, Deine moralische Einstellung, Deine Aufopferungsbereitschaft, Deine Unschuld. Die Friedensbewegung gewinnt. Du bist der Beweis dafür.

Aw. Sandro Canestrini, Rovereto

Ich möchte meine Geschichte in keiner Weise mit der Ihren vergleichen, aber punktuell verstehe ich einiges sehr gut. Nach dem Umbruch der DDR waren die ehemaligen Machthaber zuerst recht klein und zurückhaltend. Mit der Zeit wurden sie aber immer dreister und sahen, dass keine wirkliche Aufarbeitung passiert. Auch heute noch stehen Leute, die von der Staatssicherheit mit Radioaktivität verseucht wurden und nun sterben, als unglaubliche Kriminelle da, und die Schufte von damals sind inzwischen in guten Jobs, im Arbeitsamt, im Ministerium, in der Schule etc. Diese Menschen dienten dem Sozialismus treu und dienen eben mit derselben Mentalität der kapitalistischen Gesellschaft.

Ich denke, es gehört viel Mut und Weitsicht dazu, Leute nicht in Bausch und Bogen zu verdammen. Ich finde es schön, dass Sie differenzieren können, dass nicht alle Deutschen mies sind, und sogar einen deutschen Freund haben.

Katrin Dölering

Ich glaube, wir brauchen heute nachfühlbare Menschenbilder, die in Schreckenszeiten – aber nicht nur – überzeugend ihr Leben bewältigt haben. Wenn man nach dem Sinn Ihres Leidens im KZ fragt, so findet man hier eine mögliche Erklärung, dass man als Mensch ein persönlich auferlegtes Kreuz zu tragen hat und demjenigen, der es einem aufgebürdet hat, zu verzeihen hat.

Martin Besl, München

Mi trovo in piena consonanza col Suo modo di affrontare la realtà e la storia difficile e drammatica del passato e sono felice ehe esista una persona come Lei, fedele alle proprie idee e alla propria coscienza e al tempo stesso aperto al dialogo e alla comprensione tra diversi. Grazie per questa Sua semplice ma tanto pili preziosa testimonianza.

Die Art und Weise, wie Sie der Realität und den dramatischen historischen Ereignissen ins Auge sehen, findet meine ganze Unterstützung. Ich bin glücklich, dass es einen Menschen wie Sie gibt, der seinen Ideen und seinem Gewissen treu bleibt und gleichzeitig aufgeschlossen ist für den Dialog mit Andersdenkenden. Herzlichen Dank für Ihre einfache, aber dafür umso wertvollere Zeugnisabgabe.

Marco Boato, Trento

Wir alle, die wir Dich seit Jahren kennen, wissen sehr wohl, dass Du Dich bei Ehrungen und Auszeichnungen nie vorgedrängt hast – ja, dass Dir solche Dinge bei Deinem (allzu) bescheidenen Charakter, wenn schon, ein wenig peinlich sind. Und Du brauchst auch keine Angst zu haben, dass jetzt jemand hergehen könnte und sagen: So jetzt haben sie den Franz Thaler mit einer Ehrung auch eingekauft.

Du hast ja auch ganz klar gesagt, dass Du die Auszeichnung nur annimmst, weil Dich die Katholische Jugend dafür vorgeschlagen hat und Dich darum gebeten hat. Deshalb, lieber Franz, wir alle wissen, dass Du Dir damit Deine eigene Meinung nicht hast abkaufen lassen. Und Du kannst ruhig ein bisschen stolz auf Dich sein (allzu stolz wirst Du sowieso nicht werden): nicht nur wegen der offiziellen Anerkennung, sondern auf das, was Du seit dem Erscheinen Deines Buches in den letzten 10 Jahren an Mühen und Anstrengungen auf Dich genommen hast. Und Du kannst sicher sein, es hat sich gelohnt, weil Du damit in Südtirol viel verändert und vor allem vielen jungen Menschen Zivilcourage und demokratisches Bewusstsein vermittelt hast.

*Poldi Steurer, Meran
(anlässlich der Verleihung des Verdienstkreuzes des Landes Tirol an Franz Thaler im August 1997
auf Schloss Tirol)*

Es hat mich sehr gefreut, dass ein «Dableiber» und Deserteur auch mal von hoher Warte öffentlich auf Schloss Tirol geehrt wurde. «Ich habe mich zu dem, was ich gemacht habe, verpflichtet gefühlt.» Eine grossartige Aussage. Wir Dableiber waren die Landesverteidiger und somit die besseren Tiroler als die Optanten und Abwanderer.

Franz Klötzner, Schema

Die Stadt Bozen bewundert Sie als Zeugen höchster moralischer und ziviler Werte und ehrt Sie als Verteidiger des Friedens und der Heimat gegen die nationalsozialistisch-faschistische Diktatur.

*Giovanni Salghetti-Drioli,
Bürgermeister der Stadt Bozen*

Ich habe auch erfahren, dass der Leo Hauser über Deine Geschichte einen Film gedreht hat, sodass Deine Erfahrung nicht nur bei Deinen Nachbarn und Freunden bekannt sei, sondern auch in weiteren Kreisen dargelegt wird. Wir alle, die es Gott weiss wie geschafft haben, das KZ zu überleben, wissen genau, was wir im Kopf haben und wie unmöglich es uns fällt, darüber zu sprechen. Eben darum freut es mich, dass Du zu diesem Film Deinen Beitrag gegeben hast. Bravo!

Teo Ducci, Vizepräsident A.N.E.D. Associazione Nazionale ex Deportati Politici nei Campi Nazisti

Ich bitte stellvertretend für alle Deutschen und insbesondere für meinen Vater um Vergebung ... Er war Bäckermeister und Konditor, hatte ein Geschäft von einem Juden gepachtet, das in der Reichskristallnacht von den Nazis zerstört wurde ... So wurde er zuerst zum Militär eingezogen, da waren wir bereits sechs Kinder, später kam er zur SS, ob freiwillig oder pflichtig, habe ich nie erfahren ... Aus den Bemerkungen meines Vaters wusste ich, dass er schlimme Dinge getan hat oder tun musste ...

Werner Saar, Forchheim (D)

Ich wusste schon – jeder von uns weiss – was die Gefangenen in den Konzentrationslagern erlebt haben, aber nur als ich die Erfahrung eines Menschen hörte, der vor mir stand, verstand ich wirklich, was die Geschichtsbücher nicht ausdrücken können.

Camilla Dell'Eva, Bozen

Ich kann ermessen, mit welchen Gefühlen Du in Dachau warst, nach so vielen Jahren, da muss man erst die

die Kraft finden, an einen solchen Ort zurückzukehren, wo man so viel durchgemacht und gelitten hat.

Luise Gallarini, Innsbruck (A)

Man kann oft gar nicht glauben, wie viel ein Mensch aushält, doch ich denke, dass Ihre Erlebnisse Sie zu so einem liebenswerten Menschen geformt haben, der Sie heute sind.

Sylvia Straucher, Unterhaching (D)

Es hat mir besonders imponiert, dass Sie nicht verbittert sind, sondern sich Ihre warmherzige Lebensart und eine menschliche Denkweise erhalten haben.

Michael Metzner, Feldmeilen (CH)

Es war richtig, dass Sie Ihrer Gewissensentscheidung gefolgt sind, ohne Ihre Kameraden, von denen sicher viele nicht wiedergekehrt sind, «im Stich zu lassen». Hätten alle oder zumindest viele so gehandelt, hätte sich hier die Geschichte bestimmt eher zum Positiven gewendet.

Bernhard Kehler, München

Gott liess uns in dieser schweren Zeit (der 6-jährige Sohn Martin starb nach 2-jähriger Krankheit qualvoll an Krebs) spüren, dass ER mit uns ist, indem ER uns liebe Menschen schickte, die uns begleiteten. Auch wir erhielten durch das Gebet die Kraft, durchzuhalten, wir haben dadurch noch tiefer zu Gott gefunden, und für diese Gnade sind wir zutiefst dankbar. Nun versuchen auch wir, leidgeprüften Mitmenschen zu helfen und sie zu begleiten.

Christine Gander mit Familie, Hall i. Tirol

Umso wichtiger ist es deshalb, die Stimme der Erinnerung, Deine Stimme, zu erheben. Denn leider sind nicht nur die «Alten» unbelehrbar.

Günther Pallaver, Universität Innsbruck

Aus der Geschichte zu lernen, scheint für viele ein allzu schwieriges Unterfangen zu sein. Gerade deshalb aber darf man nicht in der Hoffnung leben, dass es ohne mahnende Worte und Initiativen auch geht. Ihnen gilt meine uneingeschränkte Solidarität und – sollte sie nötig sein – meine volle Unterstützung. Lassen Sie sich keinesfalls unterkriegen und denken Sie daran, dass man derlei Aussenseitern nicht das Gefühl vermitteln darf, sie könnten sich durchsetzen.

Elmar Pichler Rolle, Bozen, anlässlich einer Watschn, die Franz Thaler von einem politischen Gegner verabreicht worden war.

Bewundernswert ist Ihr Mut, diese für Sie sicherlich schmerzvollen Erinnerungen wieder aufleben zu lassen und sie an Ihre Mitmenschen weiterzugeben, bei denen das Thema Vergangenheit nicht immer auf offene Ohren stößt. Oft hört man fadenscheinige Entschuldigungen wie: «Wir haben das alles nicht gewusst»; oder: «Wenn wir uns gesträubt hätten, wäre es uns genauso ergangen.» Das mag zutreffen, denn als die Bevölkerung gewahrt wurde, welches Regime sie sich eingehandelt hatte, war es zu spät zum Aufstand. Wieder andere meinen, dass nach so vielen Jahren doch endlich vergessen werden sollte. Gerade deshalb sind Zeugnisse wie das Ihre ausserordentlich wertvoll vor allem für die Jugend, um sie zu warnen und sie zu lehren, keimende Gefahren zu erkennen und ihnen

entgegenzuwirken. Das Wort Konzentrationslager ist schrecklich treffend: die Konzentration von unsäglichem Leiden, von Angst und Schrecken, körperlicher und seelischer Vernichtung, aber auch von Gleichgültigkeit und Arroganz, sowohl der diskret Handelnden als auch der stillschweigend Zulassenden, teils aus Angst und Unkenntnis, teils aus Genugtuung darüber, dass jemand an ihrer statt unbeliebte Minderheiten und Andersdenkende aus dem Weg räumt. Der einzige Ausweg ist die Anerkennung der Wahrheit und die Verpflichtung, niemals derartige Ungeheuerlichkeiten zuzulassen oder gar zu billigen. An Beispielen aus der Vergangenheit fehlt es sicher nicht, und auch die Gegenwart sendet uns klare Signale, die leider darauf hindeuten, dass der Mensch bisher sehr wenig dazugelernt hat. Wir alle müssen daher sehr dankbar sein für Mahnmale wie «Unvergessen».

Martina Dozzi, Briona

Sehr beeindruckt hat mich, wie Sie allen vergeben haben, welches Gottvertrauen Sie haben und wie Sie an die Kraft des Gebetes glauben.

Br. Gottfried, Brixen

Schülerarbeiten der Mittelschule Welsberg zum Thema: «Franz Thaler, ein bewundernswerter Mann», Mai 1992

Wenn man in sein Gesicht schaut, erkennt man, dass er viel Schreckliches durchgemacht hat ... Er hat sogar die Leute nicht angeklagt, die ihm so viel Leid angetan haben...

Andreas Wierer

Er musste zusehen, wie andere, ja seine Freunde, gefoltert und gepeinigt wurden. Franz Thaler musste immer denken: «Der Nächste kann ich sein.» Er musste immer bereit sein, sein Leben herzugeben.

Sonja Seiwald

Als er in unsere Klasse kam, wussten alle, dass dieser Mensch viel Schlimmes miterlebt hat. Man sah in seinen Augen unvergessene Geschehnisse ...

Emanuel Edler

Es ist notwendig, auch den Südtirolern vor Augen zu führen, dass die Diktatur Hitlers von vielen einzelnen kleinen Befehlsausführem gestützt wurde – auch in unserem Land. Es ist vor allem notwendig, der Jugend die Mechanismen der Unterdrückung und der politischen Gewalt klar vor Augen zu führen, damit das Schlagwort «Nie wieder» wirklich zum Ausdruck einer begründeten Hoffnung wird. Es ist die Geschichte eines einfachen Mannes, der durch seinen Leidensweg nicht rachsüchtig geworden ist, sondern weise und tiefgläubig. Ein Buch für junge Menschen und nicht nur für die.

Verena Niederegger

«Der Pressepreis 1998 wurde Franz Thaler für sein Buch ‚Unvergessen‘ zugesprochen. Darin schildert er in sehr unmittelbarer Art die schmerzlichen menschlichen Erfahrungen eines Dableibers. Gleichzeitig versucht er aus einer sehr humanen Sicht die Verhaltensweisen anderer zu begreifen und leistet damit einen konkreten Beitrag zum Dialog und zum friedlichen Zusammenleben in unserem Land. Es ist das 11. Mal, dass dieser Preis vergeben

wird. Ihn haben unter anderen Landeshauptmann Silvius Magnago, der Landesverband für Heimatpflege, das Haydnorchester, Bischof Gargitter, Klaus Dibiasi, die Diözesankommission für die Welt der Arbeit, der Historiker Claus Gatterer, die Vereinigung La strada – der Weg und die jüdische Kultusgemeinde Meran erhalten. Diesmal geht der Preis an einen einfachen Mann aus dem Volke, an einen Bauern, der seiner Heimat eng verbunden ist. An einen jener Südtiroler, für die das Entweder-Oder der zwischen Hitler und Mussolini vereinbarten Option schlichtweg unannehmbar war. Das Buch ist ein wichtiges Zeugnis über ein wesentliches Stück Zeitgeschichte, die auf der eigenen Haut erlebt wurde und der gegenüber Thaler eine durchaus christliche Bescheidenheit zeigt. Der Verzicht auf Polemik ist für ihn Verzicht auf Revanche, auf Rache, ein Akt der Vergebung, zu dem sich nicht jeder durchringen kann. So taucht dann auch bei der Lektüre von ‚Unvergessen‘ für den kritischen Leser irgendwann die Frage auf, ob es mehr Mut brauchte, den Befehlen des Hitler-Regimes Folge zu leisten oder sich dagegen aufzulehnen. In diesem Lichte ist auch das Opfer Josef Mayr-Nussers zu sehen, der seinen Widerstand gegen die Diktatur Hitlers mit dem Leben bezahlen musste. Mayr-Nusser ist eine Symbolfigur, hinter der wir aber andere Zeitzeugen von Friedl Volgger bis Franz Thaler nicht vergessen dürfen. Ihr Widerstand gegen die Ideologie des Nationalsozialismus ist auch als klares Nein gegen alle künstlichen Gegensätze zu verstehen und ist umso wertvoller, als es sich um ein Nein zum Faschismus des eigenen Volkes handelt, zu einem Faschismus, der sich in der eigenen Sprache ausdrückte. Auch dies ist eine Botschaft des Buches von

Franz Thaler: ‚Man muss zuerst vor der eigenen Tür kehren und das Übel im eigenen Haus bekämpfen‘.»

*Ansprache des Vorsitzenden der Südtiroler
Pressevereinigung, Gianfranco Fata, zur
Verleihung des Pressepreises*

Franz Pfattner, Mittelschullehrer und
Buchautor, 1999.

EINE LEIDVOLLE ZEIT

Leserbrief Franz Thaler, Katholisches Sonntagblatt,
28. März 1982

Ich möchte bestimmt keine alten Wunden aufreissen, aber die Diskussion über die Zeit der Option drängt mich, etwas aus meiner persönlichen Erfahrung mitzuteilen.

Nach dem italienischen Umsturz 1943 marschierten die deutschen Truppen in Südtirol ein. Nach und nach mussten auch die Dableiber in den Krieg ziehen, obwohl Hitler unberechtigt gewesen wäre, einen italienischen Staatsbürger einzuberufen. Mancher folgte der Einberufung nicht und flüchtete. Da ging man dann so weit, dass man in verschiedenen Orten die Eltern der Flüchtigen einsperrte und somit erzwingen konnte, dass diese sich freiwillig stellten. Man versprach denjenigen, welche sich stellten, dass ihnen nichts zustossen würde. Aber das war eine Falle. Wer richtete diese Falle auf und wer lieferte uns sozusagen den Feinden aus? Nicht selten war es ein Verwandter oder Nachbar, der sich zu dieser Judas-Tat hergab. Burschen mit 18 bis 19 Jahren stellte man vor das Kriegsgericht. Die Richter zogen sich nicht wie üblich zur Beratung zurück; ich konnte selbst alles mitanhören. Dann verkündeten sie laut, dass der Angeklagte – weil er noch minderjährig war und sich freiwillig gestellt hatte – nicht zum Tode, sondern zu zehn Jahren Konzentrationslager in Dachau verurteilt wurde. Was das bedeutete, weiss nur derjenige, der es selbst mitgemacht hatte. So wurden viele Südtiroler von den einheimischen Nazis in die Gefängnis-

se und KZ geschickt, wo sie dann durch Hunger, schwere Arbeit und grösste Misshandlungen zu Tode gequält wurden. Aber Gott sei Dank haben es viele überlebt. Denn Gebet der Gequälten und ihrer Angehörigen daheim und das Vertrauen auf Gott hatten die grössere Wirkung als der Wunsch der Nazis.

Mancher Heimkehrer aus dem KZ hatte seinem Veräter Gelegenheit zur Versöhnung gegeben, welcher aber oft nicht angenommen wurde, denn man bestritt jede Schuld. Man verzieh ihnen trotzdem, aber vergessen kann man so etwas nicht.

Und noch etwas zur Heimat. Für mich ist nicht nur die Sprache Heimat, dazu gehören auch die vertrauten Berge und Täler, die Dörfer mit all ihren Bräuchen und Trachten und die friedlichen Nachbarn. Nicht zuletzt aber die Dorfkirche mit ihren Sonn- und Feiertagen. Das alles ist für mich Heimat. In mancher Tiroler Stube musste sogar der Herrgott weichen. Diejenigen wurden nicht nur der Heimat, sondern auch dem Herrgott untreu. Wer heute hergeht und das alles verwischen oder bestreiten will, der entlarvt sich selbst als Nazi oder er weiss nichts darüber. Wenn letzteres der Fall ist, sollte er gründlich nachforschen, denn dann denkt er wahrscheinlich anders über jene Zeit.

Franz Thaler, Reinswald
ehemaliger KZ-Häftling

EIN BUCH UND SEINE GESCHICHTE

Gottfried Solderer

«Ich möchte bestimmt keine alten Wunden aufreissen», schrieb Franz Thaler am 28. März 1982 in einem Leserbrief an das «Katholische Sonntagsblatt», «aber die Diskussion über die Zeit der Option drängt mich, etwas aus meiner persönlichen Erfahrung mitzuteilen.» Der Meraner Junghistoriker Leopold Steurer las den Brief und machte sich auf nach Reinswald. Dort traf er zum ersten Mal auf Franz Thaler, der nach Kriegsende, erst zwanzigjährig, aus dem KZ Dachau in sein Heimathaus in Reinswald zurückgekehrt war. Dieses Treffen war die Geburtsstunde von «Unvergessen», einem mittlerweile unvergesslichen Buch, das nicht nur spannende Südtiroler Geschichtsliteratur-, sondern auch Verlagsgeschichte geschrieben hat.

Steurer hatte zwei Jahre zuvor mit seinem im Europa-verlag erschienenen Buch «Südtirol zwischen Rom und Berlin 1919-1939» ein neues Kapitel in der Südtiroler Geschichtsschreibung aufgeschlagen. Bei seinem Besuch brachte er Thaler die ebenfalls 1982 erschienene Sondernummer der aufmüpfigen Innsbrucker Kulturzeitschrift «Föhn» mit. Diese hatte sich auf 170 Seiten der Option, dem wohl bisher schmerzvollsten Kapitel der Südtirolgeschichte gewidmet. Franz Thaler verstand den Wink und willigte ein, seine Erlebnisse im KZ Dachau zu Papier zu bringen.

Doch für den Sarner Bauern und Federkielsticker war es nicht einfach, seine Erlebnisse aufzuschreiben. Wöchentlich pilgerte Thaler von Reinswald zur Wallfahrts-

stätte Latzfonser Kreuz. Franz Pfattner von der dortigen Hüttenwirtsfamilie erinnert sich: «Jeden Samstag ist der Franz gekommen. Immer wieder brachte er handgeschriebene Zettel mit Aufzeichnungen mit. Wir haben sie mit Interesse gelesen und Franz Mut gemacht, weiterzuschreiben.» Es war dann auch Pfattner, von Beruf Lehrer, der zusammen mit seinem Kollegen Balthasar Schrott und Thalers Töchtern Edit und Adelheid erste Korrekturen am Text vornahm und ein präsentables Manuskript formte. Fünf Jahre nach dem Gespräch mit Leopold Steurer konnte Thaler das maschinengeschriebene Manuskript übergeben. Steurer brachte es daraufhin zur Südtiroler Kulturzeitschrift «Sturzflüge», wo Dominikus Andergassen und Georg Engi die Endredaktion besorgten. Nur ein Titel war noch nicht gefunden.

In Anlehnung an Hitlers Streitschrift «Mein Kampf» sollte das Buch ursprünglich unter dem Titel «Mein Kampf. Unter den Rädern Hitlers» veröffentlicht werden. «Georg, Dominikus und ich», erinnert sich Steurer, «waren uns einig, dass das unmöglich klang.» Man wandte sich schliesslich von dem martialischen Titel ab und ging einen versöhnlicheren Weg. Aus der Grundbotschaft des Leserbriefes von Franz Thaler aus dem Jahr 1982, «Verzeihen ja, vergessen nein», ging schliesslich der mittlerweile zum Klassiker gewordene Titel «Unvergessen» hervor.

Im November des Jahres 1988 erschien das Buch als Nummer 25 der «Sturzflüge», hergestellt von der legendären Grafik- und Satzfirma «Grafic Line». Friedl Volgger, selbst ein Dachau-Häftling, schrieb im Vorwort: «Thaler schildert seine Erlebnisse mit sehr einfachen Worten und

in versöhnlicher Tonart. Sicherlich kann man das Buch der Jugend zur Lektüre empfehlen.» Volggers Wunsch ist in Erfüllung gegangen, Thalers Buch wurde in der 'Schullektüre zum Klassiker. Dazu beigetragen haben auch Illustrationen von Franz Thaler selbst sowie Zeichnungen von Sepp, einem Bruder von Franz Pfattner. Aus einer von Leopold Steurer zusammengestellten Zeittafel ging wohl erstmals hervor, dass während des Zweiten Weltkrieges insgesamt 8.025 deutsch- und ladinischsprachige Südtiroler an den verschiedenen Fronten starben sowie mehr als 30 Personen als Angehörige des antinazistischen Widerstands in den Gefängnissen und Konzentrationslagern des Dritten Reiches oder als Verurteilte durch das Sondergericht Bozen.

Das Buch, gefordert vom Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, ging innerhalb von zwei Jahren 5.000 Mal über den Ladentisch und wurde zum Bestseller – vor allem deshalb, weil erstmals die Geschichte aus der Sicht des «kleinen Mannes» erzählt wurde. «Endlich», so schrieb Volgger in seinem Vorwort, «hatte man Aussagen darüber, wie der einzelne Mensch die Geschichte erlebt.» Denn die Historiker beschränkten sich notgedrungen vor allem auf die Macher der Geschichte.

Thalers Buch erlebte bei den «Sturzflügen» weitere Auflagen, irgendwann aber erlahmte der Elan der Herausgeber. Reinhold Messner war es schliesslich vorbehalten, über den Münchner Piper-Verlag eine Neuauflage und damit auch ein neues Lesepublikum zu erreichen. Der damalige geschäftsführende Verleger Ralf-Peter Märtin, heute noch ein

publizistischer Weggefährte Messners und selbst Buchautor, brachte Messners Buch über «Die Option. 1939 stimmten 86% der Südtiroler für das Aufgeben ihrer Heimat. Warum? Ein Lehrstück der Zeitgeschichte» heraus, Franz Thalers «Unvergessen» lief als Nebenprodukt im Programm. Als es auch um die Piper-Ausgabe still geworden und das Buch schon zwei Jahre lang aus den Regalen verschwunden war, wurde Franz Thaler wieder aktiv. Er sprach bei Edition Raetia vor, weil er es, bei aller Bescheidenheit, nicht hinnehmen wollte, dass sein Buch nicht mehr erhältlich sei. Thaler rannte offene Türen ein und seit 1999 wurde «Unvergessen» zum fixen Bestandteil des Raetia-Programms. Dort erscheint es seither in immer wieder neuen Auflagen und mit konstantem Erfolg. Jetzt hat sich der Verlag an eine mit weiteren Beiträgen ergänzte und verbesserte Neuauflage herangewagt. Franz Thaler wird diese im Altersheim zu lesen bekommen, in das er sich mittlerweile mit seiner Frau zurückgezogen hat.

Franz Thalers Buch hat in all den Jahren breite Kreise gezogen. Ein Interview im bayerischen Fernsehen, aufgenommen in Thalers Stube im Sarnen Originalton und ausgestrahlt mit deutschen Untertiteln, sorgte für weitere Aufmerksamkeit im bayerischen Raum, eine Oper, inszeniert vom Meraner Impresario Richard Sigmund und im Bozner Waltherhaus uraufgeführt, für klangliche Verdichtung. Franz Thaler wurde Bozner Ehrenbürger und immer dann sowohl von deutscher als auch italienischer Seite zu Veranstaltungen eingeladen, wenn es um den antifaschistischen Widerstand ging.

Und schliesslich wurde Franz Thalers Buch auch noch in verschiedene Sprachen übersetzt. Schon 1990 erschien bei Edizioni Sono in Innsbruck eine von Peter Litturi übersetzte italienische Ausgabe. Als diese vergriffen war, folgte eine italienische Ausgabe bei Edition Raetia. Litturi überarbeitete für diese Ausgabe seine Übersetzung, der Bozner Historiker Carlo Romeo schrieb das Vorwort. Im Jahre 2011 wagte die Londoner Kiener Press eine englische Ausgabe, eine spanische ist vom selben Verlag geplant. Eine ladinische Übersetzung von Giuvani Pescoldeung wurde im «Calender Ladin 2012» veröffentlicht.

Eine Videokurzfassung von Franz Thalers Geschichte hat Carla Giacomozzi, Fachfrau zum Thema Bozner Lager, für das Bozner Stadtarchiv aufgezeichnet.

Thalers Buch fiel in eine Zeit, als der Ruf nach einer Aufarbeitung der Geschichte «von unten» immer lauter wurde. Auf den Spuren des 1984 verstorbenen Vaters der neueren Südtiroler Geschichtsschreibung, Claus Gatterer, hatte schon Leopold Steurer sein bereits erwähntes Buch über die Bündnispolitik zwischen dem Deutschen Reich und dem faschistischen Italien und dem daraus resultierenden Optionsabkommen von 1939 geschrieben. Auch sein Wiener Kollege Karl Stuhlpfarrer trug wesentliche neue Erkenntnisse zur Option bei. Einer breiteren Leserschaft brachten die Kulturzeitschriften «Föhn» 1982 und «Sturzflüge» 1989 neue Erkenntnisse über die Option näher. All diese Veröffentlichungen folgten weniger der traditionellen Tiroler Geschichtsschreibung (als Vertreter wären hier Franz Hüter und Alfons Gruber zu nennen) mit ihren oft apologetischen Urteilen, sondern vielmehr der Tradition

der Wiener Historikerschule, die sich in ihrer Darstellung der jüngsten Südtiroler Geschichte stets durch eine größere Distanz, Sachkenntnis und auch Überwindung der Erbfeindschafts-Mentalitäten ausgezeichnet hat. Friedl Volgger trat mit seinem Buch «Mit Südtirol am Scheideweg. Erlebte Geschichte» im Mai 1984 in dieselben Fussstapfen. Sein Buch wurde bis 1997 11.000 Mal verkauft, ins Italienische übersetzt und erscheint 2014 zum 100. Geburtstag von Volgger in einer erweiterten Auflage bei Edition Raetia.

Eine neue Erinnerungskultur war geboren. Nun schrieben nicht mehr nur die Sieger die Geschichte, sondern auch die Opfer und die Besiegten.

Bozen, Juni 2014

Gottfried Solderer, Verleger
der Edition Raetia

DIE TUGEND DER ZIVILCOURAGE

Günther Pallaver

Menschenrechte sind eine Errungenschaft der Politik. Die Anerkennung der angeborenen Würde und der gleichen und unveräußerlichen Rechte der Menschen bilden zugleich die Grenze der Politik. Es ist der Politik untersagt, in diese Rechte einzugreifen, die sie selbst geschaffen hat.

Gerichte wachen über die Menschenrechte. Aber lange bevor Gerichte eingeschaltet werden, wachen die Bürger und Bürgerinnen über die Einhaltung von Menschenrechten und erheben ihre Stimme, wenn diese verletzt werden. Die Stimme kann jederzeit erhoben werden, weil in einer Demokratie Meinungsfreiheit herrscht. Aber obwohl das ein Menschenrecht ist, das ohne Beeinflussung von irgendeiner Seite jederzeit ausgeübt werden kann, erheben selbst in Demokratien nicht immer alle ihre Stimme, wenn Grundrechte verletzt werden. Dazu benötigt es eine Tugend, die Tugend der Zivilcourage.

Doch wenn es schon in Demokratien schwierig ist, sich für Menschenrechte und gegen deren Verletzung einzusetzen, umso unvergleichlich schwieriger wird dies in einer Diktatur, wo Menschenrechte ausser Kraft gesetzt sind und jene, die dagegen Widerstand leisten, mit Repressionen gegen ihre Person zu rechnen haben und dadurch Leib und Leben aufs Spiel setzen.

Einer, der in einer Diktatur Widerstand geleistet hat, weil die elementarsten Menschenrechte verletzt wurden, ist Franz Thaler. Der Federkielsticker aus dem Sarntal hat

in der Zeit des Nationalsozialismus, aber auch danach, als es galt, der Wahrheit über die von Politik und Gesellschaft verdrängte Vergangenheit eine Bresche zu schlagen, die grosse Tugend der Zivilcourage bewiesen.

Zivilcourage ist eine Reaktion auf Situationen, in denen der Gerechtigkeitsinn einer Person verletzt wird. Das Empfinden einer Verletzung von Gerechtigkeit ruft einen Dissens mit jenen hervor, die einen solchen Gerechtigkeitsinn nicht haben, diesen bewusst leugnen oder denen der Mut fehlt, gegen die empfundene Ungerechtigkeit aufzutreten. Eine durch den Gerechtigkeitsinn hervorgerufene Unstimmigkeit verursacht einen starken Handlungsdruck, der im öffentlichen Diskurs wie ein Mühlstein das Private jener Person belastet, die sich gegen die Mehrheit stellt. Der soziale Druck ist enorm.

Mit der Frage nach Gerechtigkeit ist Franz Thaler schon sehr früh konfrontiert worden, und zwar als seine Familie 1939 im Zuge der Option vor der Wahl zwischen «gehen» oder «bleiben» stand und sich trotz des massiven Handlungsdrucks gegen den Auszug aus der Heimat entschied. Damals sprachen sich rund 86 Prozent der deutsch- und ladinischsprachigen Südtiroler und Südtirolerinnen für das Verlassen der Heimat und für die Auswanderung ins Deutsche Reich aus.

Die Diskriminierung durch die Mehrheit der eigenen Mitbürger, die für das Deutsche Reich optiert hatten, wog schwer. Aber noch schwerer wog die Diskriminierung durch die reichsdeutschen Nationalsozialisten ab 1943, kräftig unterstützt durch die Nationalsozialisten vor Ort, als Franz Thaler gezwungen werden sollte, in die Deut-

sche Wehrmacht einzutreten. Franz Thaler, damals 19 Jahre alt, sagte Nein zur Wehrmacht und dadurch Nein zum Hakenkreuz.

Zivilcourage hat immer mit einem Machtungleichgewicht zu tun. Im Nachteil befindet sich jene Person, die den Mut zum Handeln gegen das Unrecht aufbringt und sich trotz des Anpassungsdrucks nicht unterordnet, mit allen Konsequenzen, die damit verbunden sind. Auch weil zivilcouragiertes Handeln mit Risiken verbunden ist, mit unsicherem, oft sogar sehr unsicherem Ausgang. Franz Thaler war diesem Machtungleichgewicht schutzlos ausgeliefert. Die von den Nationalsozialisten perfid eingesetzte Sippenhaftung zwang ihn zur Wahl: Entweder würde auch seine Familie für seine Handlung zur Rechenschaft gezogen, oder er musste sich stellen. Er entschloss sich für Zweiteres – eine Entscheidung, die ihn in die Hölle des Konzentrationslagers Dachau führte.

Zivilcourage speist sich in erster Linie aus ideellen Werten und Handlungsgründen. Aktives und sichtbares Handeln aus Zivilcourage beruht auf nicht materiellen Motiven. Es beruht auf Freiwilligkeit und orientiert sich an humanen Prinzipien. Der Einsatz gegen Unrecht bedeutet, für die legitimen Grundrechte anderer Menschen einzutreten genauso wie für die eigenen Grundrechte, deren Grundlage vor allem Humanität und Toleranz sind. Es geht im engeren Sinn immer um die Würde des Menschen, um die Gleichheit und Freiheit der einzelnen Person wie der Gesellschaft.

Die ideellen Werte, von denen Franz Thaler damals geleitet wurde, die Auflehnung gegen das Unrecht und die Unmenschlichkeit, ist wohl nur vor dem Hintergrund eines

Lernprozesses, eines Sozialisationsprozesses zu verstehen, der das Auge geschult und das Herz für Gerechtigkeit und Wahrheit hat empfänglich werden lassen. Franz Thaler muss in seiner Familie und in seinem familiären Umkreis einen nachvollziehbaren Wertekanon der Humanität vermittelt bekommen haben, der ihm ein solides Fundament im zwischenmenschlichen Umgang vermittelt hat. Andernfalls lässt sich sein Verhalten in einer solch extremen Situation nur schwer nachvollziehen. Der deutsche Bundespräsident Roman Herzog hat 1997 gemeint: «Das meiste Unrecht beginnt im Kleinen – und da lässt es sich mit Mut und Zivilcourage noch bekämpfen.» Franz Thaler hat es nicht beim «Kleinen» belassen, das man «gerade noch» bekämpfen kann, sondern hat sich dem «Grossen» widersetzt.

Wer Zivilcourage an den Tag legt, wer gegen die Verletzung der Menschenwürde aufsteht, übernimmt Verantwortung für sich und für andere, ohne auf potenzielle Erfolgsabsichten zu schauen. Wer sozialen Mut aufbringt, bringt diesen unabhängig von den Folgen auf.

Laut Le Gall, dem Autor des Buches «Du Courage Civique: Discours» (1898), ist Zivilcourage der Mut des Einzelnen zu einem eigenen Urteil. In dem Moment, wenn der Einzelne diesen Mut aufbringt, macht er den Schritt vom Untertan zum selbstbestimmten Menschen.

Franz Thaler hat sich nach den Qualen des Konzentrationslagers nicht entmutigen lassen, sondern auch nach 1945 Mut aufgebracht, als der Alltag Schritt für Schritt, Jahr um Jahr die Vergangenheit zu verschleiern drohte. Gleich nach Kriegsende wurden die vielen dunklen Fle-

cken der Südtiroler Vergangenheit verdrängt und eine Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus einer Logik der Einheit geopfert. Während die Rollen zwischen Tätern und Opfern bald wieder getauscht wurden, hat Franz Thaler Zeugnis abgelegt über das Unrecht. Er und einige wenige andere sind gegen den Strom der Zeit geschwommen. Der gesellschaftliche Druck nahm bald wieder zu, sodass an die Stelle des Sprechens bald wieder das Schweigen trat.

Franz Thaler hat gesprochen, leise, aber dermassen eindringlich, dass er die Mauer des Schweigens zum Einsturz gebracht hat. Mit seinem 1988 erstmals erschienenen Buch «Unvergessen. Option, KZ, Kriegsgefangenschaft, Heimkehr. Ein Sarnen erzählt» hat er die Kultur der Erinnerung nachhaltig beeinflusst. Zivilcourage bedeutet aber nicht nur, sich allein mit dem Wort gegen Ungerechtigkeiten zur Wehr zu setzen: Franz Thaler hat die Erinnerungskultur in Südtirol wie kein anderer gelebt. Wer für Werte öffentlich einsteht, tritt aus der Anonymität der Gesellschaft heraus. Dadurch hat Franz Thaler all jenen eine Stimme gegeben, denen über Jahrzehnte nicht nur die Stimme, sondern oft auch das Gesicht und die Identität als Opfer genommen worden war.

Menschenwürde, Freiheit, Gleichheit, Toleranz, soziale Verantwortung, Frieden und Völkerverständigung – Franz Thaler hat einen Beitrag zur demokratischen Kultur Südtirols geleistet, den wir heute noch gar nicht abschätzen können. Franz Thaler symbolisiert wie nur wenige andere in Südtirol die Geschichte des aufrechten Ganges einer Minderheit in der Minderheit und damit die «andere» Geschichte:

SYMBOL DER DABLEIBER: Franz Thalers Zivilcourage begann 1939, als sich seine Familie bei der Option gegen die Auswanderung ins Deutsche Reich und fürs Dableiben entschied. Es war eine von religiösen Gründen getragene Entscheidung gegen den Nationalsozialismus. Franz Thaler steht für jene kleine Minderheit der Südtiroler, die eine dreifache Diskriminierung erführen: durch die faschistische Unterdrückungspolitik, durch die reichsdeutsche NSVerfolgung sowie durch die einheimischen Nationalsozialisten und Mitläufer.

SYMBOL DER DESERTEURE: 1944 weigerte sich Franz Thaler, als Dableiber dem Einberufungsbefehl zur Deutschen Wehrmacht Folge zu leisten. Verhaftung, Konzentrationslager Dachau, Mühsal, Elend, Schrecken und Todesgefahr waren die Konsequenzen seiner Weigerung. Auch wenn es keine Desertion war, weil man nicht aus einem Heer desertieren kann, dem man staatsrechtlich nicht angehört, kann Franz Thaler als Symbol für alle Deserteure angesehen werden, die sich einem Unrechtsstaat widersetzen. Pflichterfüllung einem verbrecherischen Regime gegenüber gibt es nicht. Ihre ethische Pflicht haben jene erfüllt, die sich wie Franz Thaler dem Regime verweigert haben.

SYMBOL DES WIDERSTANDES: Franz Thalers Nein zum Hakenkreuz im Zuge der Option und seine Weigerung, in den militärischen Dienst eines Unrechtsstaates zu treten, machen ihn zum Symbol des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus. Die Zahl jener, die in Südtirol diesen Mut aufgebracht haben, war gering. Thaler besass die menschliche Fähigkeit, zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden, und zu sehen, wo elementare Menschen-

rechte verletzt wurden. Widerstand bedeutete für ihn, einen bewussten Akt der Verweigerung gegen den Nationalsozialismus zu setzen, unabhängig von der Gefahr für das eigene Leben.

SYMBOL WIDER DAS VERGESSEN: Franz Thaler hat aus einer zivilgesellschaftlichen Verpflichtung heraus zeit seines Lebens öffentlich Zeugnis abgelegt über seine Ablehnung des Nationalsozialismus. Mit der Veröffentlichung seiner Erinnerungen hat er entscheidend dazu beigetragen, ein lang andauerndes Schweigen über den Nationalsozialismus in Südtirol zu brechen und die Vergangenheit aufzuarbeiten, insbesondere weil er dem ethnisch verengten Blick auf die Südtiroler Geschichte eine menschliche Alternative entgegenstellte. Franz Thaler hat dadurch im weitesten Sinne des Wortes politische Bildung betrieben.

SYMBOL DES VERZEIHENS: Franz Thalers menschliche Grösse zeigt sich besonders nach seiner Rückkehr aus dem Konzentrationslager. Er hat sein Leiden und die Tatsache, dass er dem Tod nur knapp entgangen ist, nie vergessen. Und auch jene nicht, die ihn verraten und nach Dachau gebracht haben. Es waren Menschen aus dem Dorf. Doch trotz des erlittenen Unrechts hat Franz Thaler allen die Hand zur Versöhnung gereicht. Er hat verziehen, aber er hat nicht vergessen.

SYMBOL DER VÖLKERVERSTÄNDIGUNG: Franz Thaler hat einen wertvollen Beitrag zur Verständigung unter den Sprachgruppen in Südtirol geleistet, einen Beitrag zum Abbau von gegenseitigen Vorurteilen und dadurch zur Befriedung von ethnischen Auseinandersetzungen. Seine Botschaft der Verständigung geniesst kraft seiner Authentizität, Offenheit und Integrität vor allem unter Ju-

gendlichen aller Sprachgruppen eine hohe Glaubwürdigkeit.

Franz Thaler behauptet von sich: «Ich bin nur ein kleiner Mensch.» Wenn alle «kleinen» Menschen die menschliche Grösse eines Franz Thaler hätten, wäre unsere Gesellschaft gerechter und menschenwürdiger.

Günther Pallaver, Professor für
Politikwissenschaft an der
Universität Innsbruck

ZEITTADEL

Leopold Steurer

28. Juli 1914

Österreich-Ungarn nimmt die Ermordung des Thronfolgers Franz-Ferdinand in Sarajevo durch serbische Nationalisten zum Anlass, Serbien den Krieg zu erklären. Beginn des Ersten Weltkrieges (Kriegserklärungen Deutschlands an Russland und Frankreich am 1.8. und 4.8.).

Italien erklärt am

3. August 1914

seine Neutralität, da es entsprechend den Bestimmungen des Dreibundes von Berlin und Wien nicht konsultiert worden war und der Weltkrieg durch die Kriegserklärungen Deutschlands und Österreich-Ungarns ausgelöst wurde. In der Folge verhandelt Italien sowohl mit seinen Bündnispartnern als auch mit den Ententemächten (Frankreich, England, Russland) um den Kaufpreis für seine weitere Neutralität bzw. seinen Kriegseintritt. Diese Verhandlungen führen am

26. April 1915

zum Abschluss des Geheimvertrages von London: Italien verpflichtet sich dabei zum Kriegseintritt auf der Seite der Entente innerhalb eines Monats und erhält dafür weitgehende territoriale Versprechungen (Trentino, Südtirol, Triest, Istrien, Dalmatien).

24. Mai 1915

Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn. Errichtung der Dolomitenfront vom Ortler bis zum Isonzo.

August 1917

Friedensbotschaft des Papstes Benedikt XV. an alle Krieg führenden Mächte.

Oktober 1917

Italienische Niederlage bei Caporetto/Karfreit.

Vorrücken der Truppen der Mittelmächte bis zum Piave.

November 1917

Aufruf Lenins an alle Regierungen zu einem Frieden «ohne Annexionen und Kontributionen».

Jänner 1918

Verkündigung der 14 Punkte durch den amerikanischen Präsidenten Wilson als Grundlage für einen gerechten Frieden.

3. November 1918

Kapitulation Österreich-Ungarns in Villa Giusti bei Padua. Ende des Krieges an der Italienfront.

10. September 1919

Unterzeichnung des Friedensvertrages von St. Germain durch Österreich. Abtretung Südtirols, des Trentino, Triests und Istriens an Italien.

Oktober 1919

Gründung des «Deutschen Verbandes» (Zusammenschluss der Deutschfreiheitlichen Partei und der katholisch-konservativen Tiroler Volkspartei). Die deutschsprachige Südtiroler Sozialdemokratische Partei schliesst sich als autonome Sektion der Sozialistischen Partei Italiens (PSI) an, die als einzige Partei im römischen Parlament gegen die Annexion Südtirols auftritt.

Frühjahr 1920

Autonomieverhandlungen zwischen Vertretern des Deutschen Verbandes, der Südtiroler Sozialdemokratie und der Regierung in Rom.

April 1921

Erster Faschisteneinfall in Südtirol. Ermordung des Lehrers Franz Innerhofer in Bozen (24. 4. 1921).

28. Oktober 1922

Machtergreifung des Faschismus. Erste Koalitionsregierung Mussolinis.

15. Juli 1923

Senator E. Tolomei verkündet in Bozen sein 32-Punkte-Programm zur Entnationalisierung der Südtiroler (Italianisierung der Schule, der Verwaltung, der Toponomastik, der Familiennamen etc.).

August 1923

Beschlagnehmung des Gewerkschaftshauses in Bozen und Unterdrückung der sozialdemokratischen Presse in Südtirol.

Oktober 1923

Inkrafttreten des neuen Volksschulgesetzes (Lex Gentile), das die stufenweise Italianisierung der Schulen der sprachlichen Minderheiten festlegt. Aufruf von Kanonikus Michael Gamper zur Gründung der «Katakombenschulen».

1925-1926

Endgültige Umwandlung Italiens vom parlamentarisch-liberalen Verfassungsstaat zum faschistisch-totalitären Einparteien-Staat (Verbot der Parteien, der freien Presse, der Gewerkschaften, Abschaffung der lokalen Autonomien durch Absetzung der frei gewählten Bürgermeister und Einsetzung der Amtsbürgermeister etc.). Übertragung all dieser Massnahmen, zum Teil auch durch Sondergesetze, auf Südtirol. Die Südtiroler Kirche erreicht durch Verhandlungen beim Vatikan und der faschistischen Regierung das Weiterbestehen der katholischen deutschsprachigen Presse durch Zusage ihrer «politischen Neutralität».

1928

Senator Tolomei zieht seine «Fünfjahresbilanz» der faschistischen Südtirolpolitik. Er äussert seine Zufriedenheit über die erfolgten Massnahmen auf dem Gebiet der Schule, Kultur und Verwaltung, beklagt aber die unzureichenden Massnahmen in Bezug auf die Förderung der italienischen Einwanderung und der wirtschaftlichen Durchdringung.

Februar 1929

Aussöhnung zwischen faschistischem Staat und katholischer Kirche durch die Lateranverträge (Bestätigung des Weiterbestandes der deutschen Sprache in der Kirche, in den Pfarrschulen, in der katholischen Presse und in den bischöflichen Seminaren Vinzentinum/Brixen und Johanneum/Dorf Tirol).

Februar 1930

Österreichisch-italienischer Freundschaftsvertrag. (Wien anerkennt, dass die Südtirolfrage ein rein «inneritalienisches Problem» sei und unterdrückt in der Folge immer stärker jegliche Propaganda für Südtirol in der österreichischen Öffentlichkeit.) Die österreichische Sozialdemokratie kritisiert scharf diesen «Verrat an Südtirol» durch die Bundesregierung unter J. Schober und E. Dollfuss sowie durch die NSDAP.

30. Jänner 1933

Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland.

Juni 1933

Gründung des Völkischen Kampfringes Südtirol, VKS. Programm: Aufbau einer illegalen nationalsozialistischen Bewegung auf der Basis des «Führerprinzips» und der «Volksgemeinschaft» und der Zielsetzung der «Heimführung» Südtirols in das von Hitler angekündigte «Grossdeutschland».

September 1934

Faschistisches Gesetzesdekret zur Errichtung der Industriezone Bozen.

Jänner 1935

Angliederung des Saargebietes an das Dritte Reich durch Volksabstimmung. (Unterstützt durch die politische Arbeit des VKS und durch reichsdeutsche Propaganda erreicht die politische Ausrichtung auf das Dritte Reich in Südtirol erstmals breitere Bevölkerungskreise.) Der Prozess der geistig-kulturellen Umpolung von Wien auf Berlin, von der «Hei-

mat» auf das «Vaterland» schreitet nunmehr kontinuierlich und massiv fort.

Jänner 1937

Faschistisches Gesetzesdekret, das dem «Ente di Rinascita Agraria» weitgehende Möglichkeiten des Aufkaufs von Grund und Boden einräumt. Aus verschiedenen Gründen hält sich aber die Entnationalisierungsarbeit des Ente in Grenzen. Bis 1939 wurden circa dreihundertfünfzig Bauernhöfe aufgekauft und an italienische Pächter weitervermittelt.

Jänner 1937

Reichsmarschall H. Göring schlägt zur Bereinigung der deutsch-italienischen Beziehungen die Umsiedlung der Südtiroler vor.

12. März 1938

Einmarsch deutscher Truppen in Österreich («Anschluss»). Begeisterung und Jubel unter den Südtirolern, vor allem vonseiten des VKS, aber auch kritische Stimmen aus dem Umkreis der katholischen Laienbewegung und aus dem Klerus, die den Nationalsozialismus als preussisch-protestantische bzw. heidnische Weltanschauung ablehnen.

14. März 1938

Der italienische Botschaftsrat M. Magistrati schlägt in Berlin eine «radikal-ethnische Lösung» der Südtirolfrage vor.

7. Mai 1938

Staatsbesuch Hitlers in Rom
(feierliche Garantie der Brennergrenze).

September 1938

Unter Berufung auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker fordert Hitler ultimativ die Annexion der sudetendeutschen Gebiete und droht bei Nichterfüllung seiner Forderung mit Krieg. England und Frankreich geben unter dem Druck der Drohung Hitlers nach. Hitler in seiner Sportpalastrede in Berlin: «Ich wiederhole, dass, wenn das sudetendeutsche Pro-

blem gelöst ist, es für Deutschland kein territoriales Problem mehr gibt, ... dass ich dann am tschechischen Staat nicht mehr interessiert bin ... Wir wollen keine Tschechen!«

15. März 1939

Hitler gibt der Wehrmacht den Befehl zum Einmarsch in die Tschechoslowakei, die als «Reichsprotektorat Böhmen und Mähren» annektiert wird.

23. Juni 1939

Unter dem Vorsitz Himmlers findet im Reichssicherheitshauptamt der SS die sogenannte Berliner Konferenz statt, auf der die deutsch-italienische Expertenkommission mündlich die gemeinsame Bereitschaft zur Lösung der Südtirolfrage durch die Umsiedlung vereinbart.

29. Juni 1939

Der Umsiedlungsbeschluss wird in Südtirol durch den deutschen Generalkonsul Otto Bene offiziell bekannt gegeben. Auf einer gemeinsamen Sitzung von Vertretern des Deutschen Verbandes und des Völkischen Kampfringes wird die Ablehnung der Umsiedlung beschlossen. Eine Woche später geht der VKS von der Position des «geschlossenen Dableibens» über zur Parole der «geschlossenen Auswanderung». Die Fronten zwischen «Dableibern» und «Gehern» sind damit festgelegt, und es beginnt der ‚Wahlkampf‘ für und gegen die Option.

Sommer 1939

Die deutsch-italienischen Experten verhandeln über die rechtlichen und wirtschaftlichen Bestimmungen der Umsiedlung. Dabei kristallisiert sich immer mehr heraus, dass die Faschisten eine «begrenzte Umsiedlung» anstreben, die Nationalsozialisten hingegen eine «ethnische Radikallösung».

1. September 1939

Beginn des Zweiten Weltkrieges durch den deutschen Überfall auf Polen.

September 1939

Eröffnung der «Amtlichen Deutschen Ein- und Rückwanderungsstellen» in Südtirol.

6. Oktober 1939

Der «Reichsführer-SS» Heinrich Himmler wird von Hitler zum «Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums» ernannt. Aufgaben: Umsiedlung der Volksdeutschen und Neugestaltung des zu erobernden «Lebensraumes» im Osten unter rassistischen, strategischen, wirtschaftlichen und politischen Gesichtspunkten.

21. Oktober 1939

Unterzeichnung der «Richtlinien für die Rückwanderung für die Reichsdeutschen und Umsiedlung der Volksdeutschen aus dem Alto Adige». Als Endtermin für die Option wird der 31. Dezember 1939 und als Endtermin für den Abschluss der Umsiedlung der 31. Dezember 1942 festgelegt.

Oktober 1939

Himmler verspricht dem VKS ein «geschlossenes Siedlungsgebiet» und gibt das polnische Beskidenland als das zukünftige Siedlungsgebiet für die Südtiroler bekannt.

20. November 1939

Gründung des «Andreas-Hofer-Bundes» als politische Organisation der Dableiber. Wichtigste Vertreter: Hans Egarter, Friedl Volgger, Josef Nock, Josef Mayr-Nusser.

1. Jänner 1940

Die deutschen und italienischen Stellen veröffentlichen unterschiedliche Optionsergebnisse; am wahrscheinlichsten dürfte ein Ergebnis von circa 86 Prozent an Optanten für die deutsche Staatsbürgerschaft sein.

30. Jänner 1940

Errichtung der «Arbeitsgemeinschaft der Optanten für Deutschland» (ADO) durch den Vertreter Himmlers in Bozen, SS-Sturmabführer Wilhelm Luig. Geschäftsführender Leiter der ADO wird Peter Hofer, der bisherige «Landesführer» des VKS.

30. Juni 1940

Endtermin für die Option des Klerus: Während Bischof Johannes Geisler und Generalvikar Alois Pompanin für die deutsche Staatsbürgerschaft optieren, entscheiden sich in der Diözese Brixen 80 Prozent des Klerus fürs «Dableiben». In den zehn deutschsprachigen Dekanaten der Diözese Trient entscheiden sich 90 Prozent des Klerus fürs Dableiben.

Juli 1940

Nach dem militärischen Sieg NS-Deutschlands über Frankreich wird für kurze Zeit die Ansiedlung der Südtiroler Optanten in Burgund in Erwägung gezogen.

Jänner bis Dezember 1940

Bis Jahresende 1940 wanderten 57.000 Optanten aus Südtirol ab, das waren mehr als zwei Drittel der bis zur offiziellen Einstellung der Umsiedlung im Jahre 1943 insgesamt Umgesiedelten. Es handelte sich dabei zumeist um sozial niedrige Bevölkerungsschichten (Arbeiter, Angestellte, Tagelöhner, Pächter, Freiberufler).

25. Juli 1943

Sturz Mussolinis und Errichtung der Regierung Badoglio.

8. September 1943

Waffenstillstand der Regierung Badoglio mit den Alliierten. Militärische Besetzung Italiens durch deutsche Truppen. Errichtung der «Operationszone Alpenvorland» (die drei Provinzen Bozen, Trient und Belluno) unter der Herrschaft des Tiroler Gauleiters Franz Hofer. Entwaffnung und Gefangennahme der italienischen Truppen. Die NS-Machtübernahme in Südtirol, die vom Grossteil der Optanten begeistert begrüßt wird, bedeutet für die Dableiber des Jahres 1939 Verhaftungen, Deportation ins Konzentrationslager und andere Schikanen, die Einstellung des katholischen Pressewesens, die Beschlagnahmung des Athesia-Verlages und der beiden bischöflichen Seminare Vinzentinum und Johanneum.

12. September 1943

Verhaftung und Deportation der Angehörigen der Israelitischen Kultusgemeinde in Meran. Von insgesamt fünfundzwanzig Personen überlebt lediglich eine Frau.

November 1943

Errichtung des Sondergerichts Bozen. Bis Kriegsende an drei Dutzend Todesurteile gegen italienische Partisanen und Südtiroler Kriegsdienstverweigerer.

November 1943/Jänner 1944

Gauleiter Hofer als Oberster Kommissar für die Operationszone Alpenvorland ordnet die Einberufung sämtlicher wehrdiensttauglicher Männer der Jahrgänge 1896-1926 an; im Falle der Dableiber erfolgt dies im Widerspruch zum gültigen internationalen Völkerrecht. Bei Nichtbefolgung drohen Gefängnis, Todesstrafe und Sippenhaft. Trotzdem entziehen sich bis Kriegsende insgesamt circa dreihundert Südtiroler der Einberufung zum Kriegsdienst. Aufstellung der vier Polizeiregimenter Bozen, Schlanders, Alpenvorland und Brixen.

Sommer 1944

Errichtung des «Polizeilichen Durchgangslagers» («KZ Bozen») in der Reschenstrasse in Bozen. Das «KZ-Bozen» war ein Durchgangslager für den Transport von Juden, Partisanen, politischen Gefangenen etc. aus Italien in die Vernichtungslager des Dritten Reiches. Insgesamt circa 11.000 Personen sind durch das «KZ-Bozen» hindurchgegangen. Auch im Lager selbst gab es bis Kriegsende einige Dutzend Tote durch Erschiessen, Misshandlungen vonseiten des Aufsichtspersonals, durch Verhungern oder Krankheit. Im Lager befanden sich auch einige Südtiroler als Angehörige des Wachpersonals sowie einige Dutzende als Häftlinge (vor allem Opfer der Sippenhaft und Deserteure).

September 1943 bis Kriegsende

Unter der Leitung von Hans Egarter und Egon von Peterdorff entwickelt der «Andreas-Hofer-Bund» seine politi-

schen und militärischen Aktionen gegen das nationalsozialistische Besatzungsregime (vor allem in den Polizeiregimenten Alpenvorland und Brixen) und unterhält Kontakte zu den alliierten Stellen in der Schweiz.

September 1943

Gründung des «Comitato di Liberazione Nazionale» in Bozen unter der Leitung von Manlio Longon (Partito d’Azione) und Francesco V. Gilardi (Partito Comunista d’Italia). Das Komitee wird im Herbst 1944 von der Gestapo verhaftet.

2. Mai 1945

Bekanntgabe des Waffenstillstandes an der Italienfront. Südtirol bleibt bis zum 1. Jänner 1946 unter angloamerikanischer Besetzung; die Verwaltung der Provinz liegt in den Händen des Präfekten Bruno de Angelis als dem Vertreter der im «Comitato di Liberazione Nazionale» zusammengeschlossenen fünf italienischen Parteien.

8. Mai 1945

Gründung der Südtiroler Volkspartei. Programm: Vertretung der kulturellen, sprachlichen und wirtschaftlichen Rechte der Südtiroler; Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung im Lande; Ausübung des Selbstbestimmungsrechtes.

5. September 1946

Nach den Verhandlungen auf der Friedenskonferenz in Paris kommt es zum Abschluss des Gruber-DegasperiAbkommens.

Opferbilanz des Zweiten Weltkrieges: Insgesamt 8025 deutsch- und ladinischsprachige Südtiroler fielen als Soldaten an den verschiedenen Fronten, mehr als 30 starben als Angehörige des antinazistischen Widerstandes in den Gefängnissen und Konzentrationslagern des Dritten Reiches oder als Verurteilte durch das Sondergericht Bozen. Auf italienischer Seite gab es mehr als zwei Dutzend Opfer, die vom

Sondergericht Bozen wegen Partisanentätigkeit zum Tode verurteilt wurden. Die grössten Opfer forderten aber die in den letzten Kriegstagen erfolgten militärischen Auseinandersetzungen zwischen der italienischen Widerstandsbewegung und deutschen Truppen. 25 Partisanen und 20 Ziviltote in Bozen, 11 Ziviltote in Meran und 9 Arbeiter in Laas.

Leopold Steurer, Historiker mit
Forschungsschwerpunkt
Südtiroler Zeitgeschichte

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort zur Neuauflage	5
Vorwort zur Erstauflage <i>Friedl Volgger</i>	7
Unvergessen	13
Bilder Franz Thaler	175
Bilder Sepp Pfattner	178
Fotos und Dokumente	182
«Stumm und ergriffen sass ich da» <i>Auszüge aus Briefen an Franz Thaler ausgewählt von Franz Pfattner, 1999</i>	213
Eine leidvolle Zeit <i>Leserbrief von Franz Thaler, Katholisches Sonntagsblatt, 28. März 1982</i>	233
Ein Buch und seine Geschichte <i>Gottfried Solderer</i>	235
Die Tugend der Zivilcourage <i>Günther Pallaver</i>	241
Zeittafel <i>Leopold Steurer</i>	249